

7. Entstehung und Folgen des modernen Gefechtsfeldes

7.1. Die Entstehung des modernen Gefechtsfeldes und die Auftragstaktik

Im folgenden Abschnitt wird von der so genannten Auftragstaktik die Rede sein, die als spezifisch preußisch-deutsche Einsatzkonzeption im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. In ihr flossen Erfahrungen und Lehren ein, die das preußische Militär aus den vorausgegangenen Kriegen zog, und sie beanspruchte auch, die adäquate Antwort auf die Waffenentwicklung der vorausgegangenen Jahrzehnte zu sein. Die Entwicklung der Auftragstaktik wurde entscheidend durch die Beobachtung angestoßen, dass die neuen Waffen den Truppen, die als gut sichtbare Formationen kämpften, große Verluste zufügten. Sie reagierte auf das immer dringender werdende Problem, dass diese Formationen buchstäblich unter der Waffenwirkung ›zerfielen‹.

Die Auftragstaktik wird in zahlreichen Publikationen als eine bahnbrechende Führungskonzeption eingestuft, die sich bereits vor dem 1. Weltkrieg gegenüber der so genannten »Normaltaktik« als überlegen erwiesen habe und mit der das preußisch-deutsche Heer 1914 in den 1. Weltkrieg zog (Leistenschneider 2002: 146). Nach Auffassung des amerikanischen Militärschriftstellers Trevor N. Dupuy bildete sie sogar das »Hauptelement« für die qualitative Überlegenheit der deutschen Truppen bis 1945 (zitiert nach Leistenschneider 2002: 1f., ähnlich van Creveld 1989: 203f.). Auch die Streitkräfte der Bundesrepublik Deutschland berufen sich auf die Auftragstaktik. Von besonderem Interesse ist die Auftragstaktik im Rahmen der Fragestellung dieser Arbeit, weil sie den Anspruch erhebt, den einfachen Soldaten wie ihren subalternen Vorgesetzten einen maximalen Gestaltungsspielraum für selbstständiges Handeln unter militärischen Bedingungen zu gewähren, das heißt unter der Bedingung, dass ihr eigen-

ständiges Handeln die zentrale Koordination der Gefechtsführung nicht konterkariert.

In den anschließenden Abschnitten dieses Kapitels geht es um die Frage, welche Folgen die Industrialisierung des Krieges auf die soldatischen Subjekte hatte. Untersucht wird diese Frage vor allem anhand der Verhältnisse, die sich im Laufe des 1. Weltkrieges an der Westfront herausbildeten. Trotz aller Besonderheiten dieser Kämpfe, die vor allem auf den Stellungskrieg, also dem jahrelangen Kampf im gleichen Raum, zurückgingen, muss davon ausgegangen werden, dass auch in späteren Kriegen die industrialisierte Kriegführung ähnlich auf das Kriegserlebnis der Soldaten wirkte.

Nach den Napoleonischen Kriegen begann eine Epoche in den europäischen Staaten, die in den Geschichtswissenschaften überwiegend mit dem Begriff Restauration umschrieben wird. Auch in der historiographischen Militärpublizistik ist diese Charakterisierung für die Prozesse beim Militär unisono anzutreffen. Allerdings bedeutete die Restauration für das Militär ebenso wenig wie für die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse – für die Ökonomie gilt sie sogar überhaupt nicht – eine Wiederherstellung der Verhältnisse, wie sie vor der Französischen Revolution herrschten. Ein Zurück zur Lineartaktik des 18. Jahrhunderts gab es nicht, wenngleich, wie Leistenschneider dies für die preußische Armee feststellt, die Treffengliederung nun wieder strenger gehandhabt wurde, das Exerzier-Reglement für die Infanterie um zahlreiche Zusätze ergänzt wurde und hier deshalb ein starrer Schematismus Einzug hielt. Auch wurde wieder in der Friedensausbildung sehr viel Wert auf die Evolutionen gelegt, die den Bewegungen der geschlossenen Verbände, wie Kritiker dieser Entwicklung meinten, etwas »Parademäßiges« verlieh (Leistenschneider 2002: 35f.).

Anstöße zu einer Veränderung der Einsatz- sowie zu neuen Führungskonzeptionen ergaben sich im gesamten 19. Jahrhundert nicht aus einem ähnlichen politischen Umbruch, wie ihn die Französische Revolution markierte, sondern waren das Ergebnis zahlreicher technischer Innovationen und des Wettrüstens zwischen den europäischen Großmächten.

Nach 1815 vereinbarten die führenden europäischen Großmächte (hierzu zählten Frankreich, Britannien, Preußen, Österreich und Russland) untereinander eine Außenpolitik stabiler Machtbalancen, um eine Neuauflage eines umfassenden Krieges zwischen den Großmächten zu vermeiden. Es sollte nicht noch einmal zwischen diesen Staaten zu einem umfassenden Krieg ähnlich den Napoleonischen Kriegen kommen, um die Fragilität der inneren Stabilität der sozialen und politischen Verfassung dieser Staaten nicht zu erhöhen (Mann 1998: 177f.). Durch dieses Arrangement wurde aber nicht die Konkurrenzsituation zwischen den Staaten aufgehoben. Die Konkurrenzsituation wie die Bemühungen um den Erhalt des bestehenden Machtgleichgewichts bedingten, dass die Staaten versuchten, ihre Streitkräfte mit den jeweils neusten Innovationen im Bereich des Transport-

wesens, der Kommunikation und der Waffentechnik auszurüsten bzw. für sie nutzbar zu machen (siehe hierzu McNeill 1984: 199f.). Besonders in der 2. Hälfte und dann noch einmal verschärft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zum 1. Weltkrieg, als der oben benannte Konsens nach dem Deutsch-Französischen Krieg (1870-71) zwischen den Großmächten immer brüchiger wurde, sollten diese technischen Innovationen das Kriegsbild grundlegend ändern. Mit neuen Einsatz- und Führungskonzeptionen versuchten die Armeen, Konsequenzen aus den Effekten, die die neu entwickelten Waffen im Gefecht bewirkten, zu ziehen. Zu diesen Konsequenzen gehörte das Verschwinden der geschlossenen Truppenverbände von den Schlachtfeldern, die sich aufrecht gegenüberstanden bzw. aufeinander zu bewegen, sowie die deutsche Auftragtaktik.

Insbesondere ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhundert machten sich die Auswirkungen der technischen Innovationen der Waffentechnik auf dem Gefechtsfeld bemerkbar. Zu dieser Zeit wurde zugleich die industrielle Massenfertigung von Handfeuerwaffen möglich, die es gestattete, binnen relativ kurzer Zeit die Streitkräfte eines Staates mit jeweils neuen und verbesserten Gewehrtypen auszurüsten. Allmählich wurden alle Soldaten mit Gewehren ausgestattet, die einen gezogenen Lauf hatten und mit denen präzise über große Entfernungen geschossen werden konnte. Eine kurze Zeitlang sah es sogar danach aus, als ob die neuen Gewehre die Artillerie überflüssig machen würden, weil die Waffenwirkung der Infanteristen mit 300 bis 500 Metern fast an die der Artillerie herankam (300-600 Meter). Doch auch die Artillerie sollte in immer schnellerer Folge und über größer werdende Entfernung ihre Geschosse wirkungsvoll einsetzen können. So konnte beispielsweise die deutsche Feldartillerie im Deutsch-Französischen Krieg französische Truppen mit Granaten und Schrapnells aus 3800 bzw. 2200 Meter Entfernung unter Beschuss nehmen (Regling 1979: 346). Durch die Verbesserungen der Gewehre und der Artillerie wurde der Angriff in geschlossenen Gefechtsformationen auf in Deckung liegende Soldaten für die Angreifer zu äußerst verlustbringenden Unternehmungen. Die Soldaten boten in den geschlossenen Formationen nicht nur auf weite Entfernung hin gut sichtbare und deshalb leicht zu beschießende Ziele, ihre Annäherungsgeschwindigkeit an die gegnerischen Stellungen hing obendrein, wenn die Formation erhalten bleiben sollte, vom langsamsten Soldaten der Formation ab, womit sich prinzipiell der Zeitraum verlängerte, der benötigt wurde, um die Zone zu durchqueren, die der Gegner unter Feuer nehmen konnte. Und diese Zone nahm mit den ständig verbesserten Gewehren an Ausdehnung zu. Wenn die Verteidiger auch noch mit von hinten ladbare Gewehren ausgestattet waren,¹ stieg die Wahrscheinlichkeit,

1 Die Umrüstung von Vorder- auf Hinterladergewehre setzte in Preußen ab 1840 ein. Es dauerte aber über 20 Jahre bis sie sich in den europäischen Armeen gegenüber den Vorderladergewehren durchgesetzt hatten. Ab den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts galten alle Vorderladergewehre als überholt (Storz 2003:

dass sie innerhalb der Feuerzone mehrfach von jedem gegnerischen Soldat beschossen wurden. Angreifende hatten diesem Beschuss gleichzeitig wenig entgegenzusetzen, zumal Soldaten, die über Hinterlader verfügten, ihre Waffen sogar im Liegen laden konnten.

Selbst bei Inkaufnahme hoher Verluste bei den eingesetzten Verbänden wurde es deshalb immer unwahrscheinlicher, dass dicht formierte und aufrecht gehende Soldaten erfolgreich gegen eine gegnerische Position vorgehen konnten. Trotzdem wurden in den Reglements nur zögerlich Konsequenzen aus dieser Entwicklung gezogen, um die Zahl der Verwundeten und Getöteten zu verringern. Eine erste Anpassung an die neuen Bedingungen des Gefechts ist um die Jahrhundertmitte in der Aufwertung kleinerer Verbände zu taktischen Einheiten zu sehen. Bildete bislang die Bataillonskolonne die entscheidende taktische Einheit, wurde sie nunmehr zu einer Versammlungsformation. Das preußische Reglement von 1847 sah beispielsweise die Einführung der Kompaniekolonne vor (bis zum 1. Weltkrieg umfasste eine preußische Kompanie ungefähr 250 Soldaten, siehe Gudmundsson: 19), durch die die einzelnen im Kampf eingesetzten geschlossenen Verbände kleiner wurden. Wenngleich diese Regelung anfangs nur als ein Ausnahmefall für durchschnittenes und unübersichtliches Terrain vorgesehen war, wertete sie die Kompanie von einer administrativen zu einer taktischen Einheit auf. Die Kompaniekolonne erhöhte die Flexibilität der Gefechtsführung erheblich, weil der Kompaniechef, »der bisher eher ein »besserer« Zugführer gewesen war, [...] ein abgegrenztes Feld eigener Tätigkeit während des Gefechts (erhielt), auf dem er Eigeninitiative entfalten konnte.« (Leistenschneider 2002: 38) Dies führte in den höheren Offiziersrängen zur Klage, dass durch diese Regelung die Steuerbarkeit des Kampfes erschwert werde. Der gewährte Handlungsspielraum für die kommandierenden Offiziere von Kompanien vergrößerte die Anforderungen auf der Ebene der Bataillone, um die einzelnen Verbände zu koordinieren und erforderte auch eine gründlichere Ausbildung der nachgeordneten Offiziere. In welchen Formen trotz der größeren Effektivität des Gewehr- und Artilleriefeuers so viele Soldaten versammelt werden können und wie die Befehlshaber die Kontrolle über die Gefechtsführung behalten, diese Fragen »bestimmten die militärische Diskussion ununterbrochen von den 1850er Jahren bis zum 1. Weltkrieg.« (Storz 2003: 216)

Wie bereits bei der Aufwertung der Kompanie stießen alle Versuche, das Reglement und die Organisation an die neuen Bedingungen des Gefechts anzupassen, auf starke Vorbehalte bei den höheren Offizieren. Sie wurden als ein Zerfall der Kommandostruktur interpretiert, die gerade bei

210f.). Begünstigt wurde die Durchsetzung des Hinterladers durch die Entwicklung bei der Munition. Die Einführung der Metallpatrone (ab 1860), die Zünd-, Treibladung und Geschoss vereinte, erlaubte dann, dass die Gewehre mehrere Geschosse aufnehmen konnten und sich die Ladezeit abermals drastisch verringerte.

verlustreichen Angriffsoperationen die Gefechtsführung in Frage stellen. Die Anpassungen erfolgten daher zaghaft. So wurde von der preußischen Armeeführung aufgrund der Erfahrungen aus den vorausgegangenen Kriegen 1869 die Kompaniekolonnie zur Hauptgefechtsform der Infanterie erklärt. Doch auch diese Gefechtsform musste im Deutsch-Französischen Krieg aufgrund der Feuerwirkung, die die französische Infanterie mit ihren Hinterladergewehren entwickelte, aufgegeben werden, weil die Zahl der Verwundeten und Toten sehr hoch war, wenn die Kompanien als Kolonne angriffen. Dort, wo die preußischen Verbände versuchten, die Kolonnen-taktik anzuwenden, wie beim Angriff auf Saint-Privat (18.8.1870), starben von den eingesetzten 15.000 Soldaten binnen höchsten 2 Stunden »fast alle Offiziere und 5114 Mann« (Engels 1877/1894: 157/602).² Trotz des Sträubens der Offiziere hätten jedoch die Soldaten zur einzigen Gefechtsform gefunden, die sich aufgrund der Waffenwirkung bewährt habe: die aufgelöste Formation und der Laufschrift im Wirkungsbereichs des gegnerischen Feuers (ebd.: 603). Aus Sicht der Offiziere, die die Kompanien bzw. noch größere Verbände befehligten, handelte es sich bei dieser Gefechtsweise jedoch um einen »Schützenbrei« (Kühlich 1995: 349). Die sich bei »Feindberührung in Windeseile« (Leistenschneider 2002: 47) in Schützenschwärmen auflösenden Verbänden waren von ihnen kaum steuerbar, das heißt sie konnten kaum beeinflussen, ob die Soldaten im Mannschafts- und Unteroffiziersrang im Feuer liegen blieben, flohen oder nach Vorne »durchgingen«. Vor allem letzteres wurde nach dem Krieg in der Militärpublizistik beklagt, weil die Verbände kaum »noch geschlossen zum Angriff angesetzt werden (konnten). Statt dessen kam es zum tropfenweisen und verzettelten Einsatz der an der Schlacht beteiligten Truppenteile« (Leistenschneider 2002: 50). Die »unteren Führer«, gemeint sind wohl insbesondere die Unteroffiziere, hätten durch ihre »Eigenmächtigkeiten« Gefahren für den Ausgang der Gefechte heraufbeschworen, die abermals zu großen Verlusten beigetragen hätten (ebd.).³

2 Engels Berechnung beruht auf Zahlen aus der offiziellen Darstellung der Geschichte des Deutsch-Französischen-Krieges. Trotz der katastrophalen Verluste wurde später in populären Darstellungen die Gefechtsführung in massierten Kolonnenformationen, die meist ohne Artillerievorbereitung ausgeführt wurden, als heldenhaft verklärt und prägten auf diese Weise das Kriegsbild vor dem 1. Weltkrieg. Walter dagegen nennt das oben erwähnte Gefecht des preußischen Gardekörps einen Suizidangriff (Walter 2003: 597). Zu den Verlusten im gesamten Krieg auf Seiten der deutschen Truppen, siehe auch Kühlich (1995: 394f.).

3 Die Vermeidung von Verlusten konnte allerdings auch ein Motiv für solche Angriffe sein. Die Soldaten waren, schreibt Kühlich, »in der Regel wohl nicht [...] so sehr vom Kampfesfeifer beherrscht«, vielmehr griffen sie an, um so »dem passiven Ertragen des französischen Beschlusses« (1995: 351) zu entgegen. Anstatt im französischen Abwehrfeuer auszuharren – die Gewehre der französischen Soldaten hatten eine größere Reichweite als die ihrer Gegner –

Trotz dieser Erfahrung blieben die preußischen Vorschriften zur Gefechtsführung und die für das Gefecht vorgesehene Truppengliederung, die nach 1871 für die deutschen Truppen allgemeinverbindlich wurden, und die Ausbildung der Soldaten prägten, bis 1888 weitgehend unverändert. Der erfolgreich beendete Krieg gegen Frankreich erhöhte die Bereitschaft zu einer Militärreform nicht, doch sollte die Einsicht in ihre Notwendigkeit mit den Jahren aufgrund der Kriegserfahrungen anderer Streitkräfte sowie der weiteren waffentechnischen Entwicklung steigen.⁴ Das 1888 erlassene neue Exerzierreglement für die Infanterie sah ein neues Führungsverfahren der Verbände vor, das später als Auftragstaktik bezeichnet wurde, änderte die Truppengliederung für das Gefecht und sah von der Festlegung der Gefechtsformen ab.⁵

Mit dem neuen Exerzierreglement sollte die Infanterietaktik ausdrücklich den Gefechtsbedingungen angepasst werden. Es griff dazu auf die nicht nur im preußischen Generalstab herausgebildete Praxis zurück, dass die Kommandeure von Teilverbänden einer Armee eine gewisse Entscheidungsfreiheit benötigten, um auf die vor Ort vorgefundenen Verhältnisse flexibel reagieren zu können, weil durch das Warten auf die Entscheidung des immer häufiger weit entfernten obersten Feldherren unvorhergesehene Chancen vertan wurden bzw. Gefahren entstanden. Anstatt den jeweiligen Kommandeuren detaillierte Anweisungen zu erteilen, war es deshalb sinnvoller, wenn der zentrale Kommandostab sich darauf beschränkte, den Heerführern Aufträge zu erteilen, die Anweisungen enthielten, die sie unbedingt bei ihrem Vorgehen zu berücksichtigen hatten, die ihnen aber auch einen Entscheidungs- und Gestaltungsspielraum einräumten. In diesem Sinne sprach der preußische Generalstabschef Moltke (1800-1891) vom »Auftragsverfahren«, das einem kommandierenden General die Entscheidungen überlässt, welchen Weg er einschlägt, um sein Korps an den Gegner zu führen. Er erteilte den höheren Truppenoffizieren deshalb keine Befehle, sondern »Direktiven«. Damit bezeichnete er allgemein gehaltene Anweisungen, die die Kommandeure über das Ziel und den Zweck der von ihnen auszuführenden Operationen informierten, aber keine Bestimmungen enthielten, wie sie mit den ihnen unterstehenden Verbänden vorgehen sollten. Moltke reagierte mit diesem Verfahren auch auf eine zweite

versuchten sie durch ihre Angriffe in eine Position zu gelangen, von der aus sie ihre Gewehre einsetzen konnten.

- 4 Entscheidend verbessert wurde in dieser Zeit die Tarnung der aus einer Deckung herauschießenden Soldaten, durch das in den 80er Jahren entwickelte rauchschwache Pulver. Markierte bislang jeder Soldat mit dem ersten Schuss seine Position durch eine aufsteigende Rauchwolke, stieg nun seine Chance lange Zeit unentdeckt zu bleiben. »Die Kämpfe wurden unübersichtlicher.« (Storz 1992: 26)
- 5 Walter weist darauf hin, dass 1870, und man muss ergänzend festhaltend, auch in den Folgejahren, die anderen europäischen Streitkräfte ihre Infanterie ebenfalls auf »rückständige« Taktiken festgelegt hatten (Walter 2003: 598).

Problemlage, die sich beim preußischen Militär aus der möglichen Differenz zwischen militärischer Position in der Befehlskette und dem Rang in der Adelshierarchie ergab. Als Generalstabschef war Moltke

»weder nominell oberster Kommandoführer – dies war der König – noch eine Autorität, die von den Armeeführern jederzeit eine unproblematische Unterordnung unter ihre Entscheidungen erwarten konnte. Die Armeeführer mussten auch nach dynastischen Gesichtspunkten ausgewählt werden – und ein Kronprinz konnte qua Geburt kaum anders als empfindlich auf Befehle reagieren. Die regelmäßige Begründung von Entscheidungen und ein vorsichtiger Umgang in Fragen von Kompetenzbereichen der Armeekommandos war eine Strategie, sich eines entsprechenden Gehorsams zu versichern.« (Kaufmann 1996: 98)

Mit dem Exerzierreglement galten die Prinzipien des Auftragsverfahrens nicht mehr nur für hochrangige Truppenoffiziere, sondern für alle Hierarchieebenen bei der Infanterie. Selbst den Anführern von Zügen und sogar Gruppen, also niedrigrangigen Offizieren sowie Unteroffizieren, wurde ein Entscheidungs- wie Gestaltungsspielraum zugebilligt. Der gewährte Entscheidungs- und Gestaltungsspielraum bezog sich auch nicht mehr nur auf den Weg, den der Verband nahm, um an ein bestimmtes Ziel zu gelangen, sondern betraf unmittelbar die Gestaltung des Gefechts. Motiviert wurde der erweiterte Geltungsbereich der Prinzipien des Auftragsverfahrens durch die Feststellung, dass es nicht mehr möglich war, große Truppenverbände durch restriktive Vorgaben ins Gefecht zu führen, da sie ihre Geschlossenheit aufgrund der Feuerwirkung der gegnerischen Waffen verloren. Durch die Auftragstaktik sollte das Kampfgeschehen, das in eine Vielzahl von unüberschaubaren Einzelgefechten zu zerfallen drohte, deren Verlauf entscheidend von den vor Ort getroffenen taktischen Entscheidungen bestimmt wurde, in einen übergeordneten Operationsrahmen eingebunden werden.

Damit den Offizieren und Unteroffizieren aller Hierarchieebenen überhaupt die Kompetenz zu taktischen Entscheidungen eingeräumt werden konnte und trotzdem eine gewisse Geschlossenheit des Vorgehens gewahrt blieb, wurden die bislang gültigen Kommandoverhältnisse und die Gliederung der Verbände umgestaltet:⁶ Bislang waren die Kommandoverhältnisse und die Verbände horizontal strukturiert bzw. gegliedert, das heißt alle Verbände, die einem Kommandeur unterstanden, waren wie in den Zeiten der Lineartaktik so aufgestellt, dass sie nebeneinander standen und so genannte Treffen bildeten. Die Ausrichtung der Treffen orientierte sich an der Richtung, in der die gegnerischen Verbände vermutet wurden. Dadurch verloren insbesondere die Befehlshaber von übergeordneten Truppeneinheiten, Leistenschneider führt konkret die Regimentskommandeure an, die

6 Die nachfolgenden Ausführungen orientieren sich an der Darstellung von Leistenschneider 2002: 51f.

Möglichkeit, auf die ihnen unterstehenden Truppenteile (die Bataillone) Einfluss zu nehmen. In die Gefechte konnten sie allenfalls auf der Ebene einzelner Kompanien, durch ihre persönliche Präsenz und quasi in der Funktion eines Kompaniechefs, eingreifen. Erst die vertikale Gliederung der Verbände und Strukturierung der Kommando-verhältnisse ermöglichte es, dass nicht alle Verbände, die ihnen unterstanden, gleichzeitig und weit-räumig verstreut im Kampfgeschehen verwickelt waren. So unterstanden ihnen Verbände, über deren Einsatz sie in ihrer Funktion als Regiments-kommandeur noch im Verlauf eines Gefechts entscheiden konnten. Die Umstrukturierungen bedeuteten eine enorme Stärkung der Handlungsmög-lichkeiten oberhalb der Kompaniechefs und bildeten die Basis für die vom Reglement vorgesehene Führung des Gefechts nach Kommandoeinheiten (Leistenschneider 2002: 72f.).

Jede Kommandoeinheit hatte einen eigenen Aufgabenbereich. So

»grenzt die Brigade ihre Kampfaufgaben klar voneinander ab und verteilt sie unter ihre beiden Regimenter [jede Brigade setzte sich damals aus zwei Regi-mentern zusammen, d.A.]. Entsprechend verfährt das Regiment mit seinen Bataillonen, das Bataillon mit seinen Kompanien, die Kompanie mit ihren Zü-gen. Jede Kommandoeinheit erhält dadurch ihr eigenes, klar abgegrenztes Feld eigener Tätigkeit und selbstständiges Dispositionsvermögens.« (Leistenschneider 2002: 74)

Die von der Auftragstaktik gewährte »Freiheit der Form« (ebd.: 5) war auf das engste mit einem »strengen Gehorsam« gegen die Absicht des überge-ordneten Führer« (ebd.: 83) verbunden. Dieser Gehorsam sollte als Regulativ der Selbsttätigkeit der Untergebenen wirken und verhindern, dass durch Eigenmächtigkeiten der Zweck der Operation verfehlt wird. Mit der Auftragstaktik verschwand auch nicht der unbedingt auszuführende Befehl aus dem militärischen Alltag. Vielmehr bot es sich an, im Zusam-menhang mit der Auftragstaktik zwischen drei verschiedenen Befehls-formen zu unterscheiden.

- Die Direktive, die in der Hierarchie der Befehlsformen am höchsten steht und das Kernelement der Auftragstaktik bildet und die Unterge-benen über den Zweck der Operation sowie die Absichten des Vorgesetzten in Kenntnis setzt.
- Der Befehl, der die Untergebenen anweist, was sie zu tun haben. Bei der Befehlserteilung gehören im Grunde Direktive bzw. Auftrag und der Befehl zusammen, denn der Befehl ist quasi eine Handlungsanwei-sung, was vom Untergebenen zu unternehmen ist, um den Auftrag auszuführen. Er sollte aber so abgefasst bzw. formuliert werden, dass er möglichst wenig festlegt, wie der Befehl auszuführen ist (ebd.: 90).
- Das Kommando, das »reglementarisch festgesetzte Befehlswort« (ebd.: 87), gewährt dagegen »keinerlei Spielraum bei der Ausführung« (ebd.). Nach dem Reglement sollte es »nur noch für die niedrigsten Einheiten

im Gefecht nutzbar (sein): für die Gruppe und den Zug, gelegentlich auch für die Kompanie.« (Ebd.) Durch die Auftragstaktik wurde das Kommando auf allen übergeordneten Hierarchieebenen des Militärs durch die Kombination von Auftrag und Befehl ersetzt, und es sollte sogar selbst auf der Ebene des Zuges sowie der Gruppe an Gewicht verlieren, weil es immer weniger sinnvoll war, die Bewegungen jedes einzelnen Soldaten im Gefecht festzulegen.

Um die »Freiheit der Form« sicherzustellen und gleichzeitig den jeweiligen Vorgesetzten eine Kontrolle über den Verlauf des Gefechts zu ermöglichen wurde der Grundsatz postuliert, dass die Vorgesetzten eine »Befehlspflicht« gegenüber ihren Untergebenen haben, die wiederum ihnen gegenüber meldepflichtig sind (ebd.: 91). Damit das Prinzip des Gefechts nach Kommandoeinheiten gewahrt blieb und die Selbstständigkeit der Untergebenen nicht durch permanente Befehle übergeordneter Hierarchieebenen verletzt wurde, legte man auf die »Einhaltung des Dienstweges bei der Befehlsgebung« (ebd.) großen Wert. Nicht jeder höherrangige Offizier hatte also ohne zwingenden Grund das Recht, einem rangniedrigeren Offizier einen Befehl zu erteilen. Auch der »Durchgriff durch eine Kommandoebene« (ebd.) war nur in Ausnahmefällen, wie Fehler bei der Ausführung eines Auftrags oder einer unvorhergesehenen Lageänderung, gestattet.

Die Umsetzung des Reglements erhöhte die Anforderungen an die Offizier und Unteroffiziere enorm, weil »die auf äußere Gleichmäßigkeit zielende Anwendung eines Schemas, für die Kommandostimme und stramme Haltung des Unterführers vielleicht noch genügen würde« (ebd.: 92), nicht mehr ausreichten. Von ihnen wurde, so Leistenschneider, nicht mehr eine passive Disziplin, »die durch die Brechung des Willens jedes einzelnen Soldaten, notfalls mit Hilfe harter Strafen«, sondern aktive Disziplin erwartet. Das »Wesen der aktiven Disziplin« liege darin, »dass jeder Soldat an seinem Platz mit Hingebung seiner ganzen Person die Absichten seines Vorgesetzten zu verwirklichen sucht. Eine solche Disziplin bleibt auch dann wirksam, wenn der Führer ausgefallen ist. Die passive Disziplin, die abwartet und nur auf Kommando reagiert, genügt diesen Anforderungen nicht. Das gleich gilt für den *selektiven* Gehorsam, bei dem sich der Untergebene gleichsam ein »Wahlrecht« in Sachen Gehorsam herausnimmt. Selektiver Gehorsam ist Ungehorsam; darin liegt eine ernsthafte Gefährdung der Auftragstaktik.« (Ebd.: 95f.)

Mit der Erteilung von »Aufträgen« und der Gewährung von Handlungsspielraum sowie dem Bedeutungsverlust für schematisch auszuführende Kommandos sollten die Befehlshaber flexibler als bisher auf das unüberschaubare Gefechtsfeld und das Kampfgeschehen reagieren können, ohne zugleich das Ziel der Operationen aus den Augen zu verlieren. Kurz: sie diene der Kontingenzbewältigung. Sie richtete sich an alle Soldaten,

denen die Macht zugebilligt wurde, anderen Soldaten Befehle zu erteilen. Um ihre Wirkung zu veranschaulichen, ist es sinnvoll, die Rangschichtung des Militärs mit dem Handlungsspielraum für das Kampfgeschehen zu vergleichen, der den Soldaten je nach Zuordnung ihres Ranges zugebilligt wurde. Die graphische Darstellung der Rangschichtung in dieser Zeit entspricht in etwa einer Pyramide mit einer sehr breiten Basis, in der sich die meisten Soldaten im Mannschaftsdienststrang befinden. Der Handlungsspielraum, der den einzelnen Rängen zugebilligt wurde, lässt sich ebenfalls als eine Pyramide darstellen, deren Spitze aber nach unten weist. Je näher man der Spitze der umgekehrten Pyramide kommt, also je niedriger der militärische Rang der Soldaten ist, desto weniger wird von ihnen aktiv-strukturierendes Handeln erwartet. Die Dimension aktiv-strukturierend, die beim Oberbefehlshaber ihr Maximum hat, wird zunehmend durch die Dimension passiv-kompensatorisch ersetzt, das für ein Handeln steht, das reaktiv mit dem Geschehen umgeht und Lücken in der Befehlslage schließen soll. Vor dem Exerzierreglement von 1888 drang die Spitze dieser Pyramide nicht in die Basis der Rangschichtung vor.

Durch die Auftragstaktik erweiterte sich der Handlungsspielraum jenseits des Oberbefehlshabers. Die Pyramide »Handlungsspielraum« bekam quasi einen Bauch, da auf allen Ebenen der Handlungsspielraum größer und nun selbst von den rangniedrigen Offizieren erwartet wurde, dass sie als Subjekte einen gegebenen Auftrag aktiv durch eigene Entscheidungen und Handlungen strukturieren. Selbst an Soldaten im niedrigsten Mannschaftsdienststrang wurde nun konzeptionell die Erwartung herangetragen, dass sie an Stelle ihre Vorgesetzten treten, wenn diese im Zuge des Kampfgeschehens verletzt oder getötet wurden.

Innerhalb des preußisch-deutschen Offizierskorps war das Reglement umstritten. In einer über Jahre sich hinziehenden Debatte traten zahlreiche Offiziere gegen eine Führung des Gefechts nach Kommandoeinheiten und für die Festlegung eines Gefechtsschemas ein, um die Selbsttätigkeit der Untergebenen zu beschränken, weil sie der Auffassung waren, dass nur ein normiertes und eingedrilltes Schema eine räumlich und zeitlich einheitliche Gefechtsführung sicherstellt. Durchsetzen konnten sich die Kritiker des Reglements nicht. Vor dem Hintergrund des Burenkrieges sowie des Russisch-Japanischen Krieges (1904-1905) erfuhr das »Exerzier-Reglement für die Infanterie« stattdessen 1906 eine Bestätigung, und es wurde sogar bestimmt, dass in »der gesamten Ausbildung [...] auf *Selbständigkeit* der Führer und des einzelnen Schützen [sic! d.A.] hinarbeiten« ist (Ex.-Regl. 1906: 78, § 251). Die Auftragstaktik mag deshalb, wie Leistenschreiber schreibt, vor dem 1. Weltkrieg »im Führungsdenken der preußisch-deutschen Armee verankert« (ebd.) gewesen sein, ob jedoch in der Gefechtsausbildung im Besonderen wie im Truppenalltag im Allgemeinen davon viel zu bemerken war, ist aus einer ganzen Reihe von Gründen zu bezweifeln.

Wie oben bereits ausgeführt, waren die Ausbildung weiterhin und der Truppenalltag vom Drill geprägt und damit an den Disziplinarvorstellungen der ›passiven‹ Disziplinierung. Und dies trotz der Vorschriften, die die Ausbilder anwiesen, die Soldaten zu »selbständigem Denken und Handeln« (Felddienstordnung von 1908, zitiert nach Borgert 1979: 486) zu erziehen. Der Drill sollte demnach die Soldaten zu einem »aus Einsicht geborenen gegebenenfalls unbedingten Gehorsam, wenn es der militärische Auftrag gebietet« (Borgert 1979: 487), befähigen. Von einer Umsetzung dieser Ausbildungsideale kann allenfalls bei der Offiziersausbildung gesprochen werden. Für die Ausbildung von Mannschaften und Unteroffizieren galt, dass das »Changieren zwischen Gehorsam und Drill einerseits, funktionsbezogener Ausbildung und Selbstständigkeit andererseits, [...] sich tendenziell zur Seite von Gehorsam und Drill« neigte (Kaufmann 1996: 126). Aus Sicht zumindest eines großen Teils des kaiserlichen Offizierskorps, wohl aber auch der Unteroffiziere, – ihr Umgang mit Rekruten spielte in den Klagen über Soldatenmisshandlungen vor dem 1. Weltkrieg eine große Rolle – sprach neben dem allgemeinen Misstrauen an der Einsatzbereitschaft der Soldaten im Kampf auch noch ein innenpolitischer Grund für rigide Kontrolle und Gehorsamseinübungen. Das Heer sah sich als Garant der politischen Machtverhältnisse, der bei detailliert ausgearbeiteten Staatsstreich- und Bürgerkriegsszenarios die sozialistischen ›Reichsfeinde‹ bekämpfen sollte (Bröckling 1997: 174). Ohne das ›erzieherische Wirken‹ von Offizieren und Unteroffizieren, so die Befürchtung, würden insbesondere die aus der Industriearbeiterschaft rekrutierten Soldaten, deren Anteil im Heer von Jahr zu Jahr stieg, sich womöglich weigern, ihre »eigenen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschießen« (Wilhelm II, anlässlich einer Rekrutenvereinigung 1891, zitiert nach ebd.: 178).⁷

Die geringe Relevanz der Auftragstaktik für die Mannschaften und die Unteroffiziere wird auch mit Blick auf das zentrale Element der Gefechtsausbildung deutlich. Das operative Einsatzkonzept der Infanterie war offensiv ausgerichtet. Obwohl die waffentechnologische Entwicklung die taktische Defensive gestärkt hatte, hielten die europäischen Armeen an der Vorstellung fest, dass Infanteristen, wenn auch unter großen Verlusten, das Abwehrfeuer von Hinter- und Mehrfachladern, von Artilleriegeschützen und schließlich auch des Maschinengewehrs überwinden und Defensivstellungen erobern könnten. Verantwortlich für dieses Festhalten war die Angst vor einem lange andauernden und deshalb zermürbenden Krieg, den derjenige gewinnen würde, der über die größeren Reserven verfügt. Einen solchen Krieg wollten aber die Kriegsparteien möglichst vermeiden, da die Mobilisierung aller Reserven von einer allgemeinen Zustimmung in der Gesellschaft abhing, deren man sich keineswegs sicher sein konnte. Vielmehr wurde befürchtet, dass eine allgemeine Mobilisierung der Gesell-

7 Zu »speziellen Vorkehrungen, um eine ›Infizierung‹ der Truppe mit sozialdemokratischen Lehren zu verhindern«, siehe Bröckling 1997: 181f.

schaft im Zuge eines langen Krieges zu sozialen Unruhen führen, gar Revolution auslösen kann. Entsprechende Voraussagen gewannen mit der Russischen Revolution von 1905 an Plausibilität, die von der sich abzeichnenden Niederlage der russischen Streitkräfte gegen die japanische Flotte und Armee und der damit verbundenen Wirtschaftskrise ausgelöst wurde. Nur eine offensive Kriegführung bot aus Sicht der deutschen Militärplaner eine Gewähr für einen kurzen Krieg. Die gehörte auch zu den strategischen Kernüberlegungen ihres französischen Pendant.⁸ Um die Soldaten optimal auf die geplante offensive Kriegführung⁹ vorzubereiten, konzentrierte sich die Gefechtsausbildung auf eine einzige Gefechtsform, den Angriff.¹⁰ Selbst Übungselemente, die defensiven Charakter hatten, wie das Suchen von Deckung und das Eingraben, wurden nur als ein Übergang zum Angriff gedacht (siehe Storz 1992: 173f.). So sind die Bestimmungen des Reglements von 1906 zur Verteidigung nicht nur, gemessen an den Ausführungen zum Angriff, sehr knapp gehalten, sie enthielten auch den Satz, eine »*Verteidigung*, die nur einen Angriff abweisen, sondern einen *entscheidenden Sieg* herbeiführen will, muss mit *angriffsweisem Verfahren gepaart sein*.« (Ex.-Regl. 1906: 112, § 398) Das Schanzengraben sollte den Infanteristen bevorzugt dazu dienen, sich der gegnerischen Stellung anzunähern, wenn das Terrain vor der gegnerischen Stellung keine natürliche Deckung bot. Das Reglement verbot zwar »*jede Schematisierung des Angriffsverfahrens*« (Ex.-Regl. 1906: 102, § 351), jedoch fällt es schwer, die Auffassung Leistenschneiders zu teilen, dass die detaillierten Anweisungen lediglich »eine sichere Handhabe für die Ausbildung, ohne allerdings die Freiheit in der Wahl der Mittel einzuschränken«, (ebd.: 135) boten, zumal sie auch ganz grundsätzliche Vorstellungen zum taktischen Vorgehen beinhalteten. Die Offiziere hatten mit ihren Untergebenen in dicht formierten Schützenschwärmen, das Reglement spricht in diesem Zusammenhang von »Schützenlinien«, aus möglichst kurzer Distanz die gegnerischen Soldaten zu beschießen, um »den Feind zu *erschüttern*« (Ex-

8 Siehe zu diesem Themenkomplex, dass Fazit von Storz zur Auswertung der europäischen Streitkräfte des Russisch-Japanischen Krieges (1992: 158f.), insgesamt auch Dülffer, sowie zu Frankreich Ferro: 61f.; einen Überblick gibt auch Wortmann (1998: 26f.).

9 Auf der strategischen Ebene schlug sich auf deutscher Seite die offensive Ausrichtung im Schlieffenplan nieder, der einen schnellen Sieg im Westen vorsah. Zwar schätzten vor dem 1. Weltkrieg führende Militärs seine Erfolgsaussichten zunehmend pessimistischer ein, aber am Basiskonzept hielten sie trotzdem fest. Zum Schlieffenplan: Ritter (1956), Wallach (1970), Förster (1994) und Kaufmann (1996: 129f.); zur Rationalität der Kriegsszenarios siehe auch Warburg (1999: 104f.).

10 Die intensiven Marschübungen sollten die Marschleistung der Verbände erhöhen, und standen ebenfalls im Dienst der zu führenden Offensive, da die Eisenbahn die Truppen überwiegend nur an den Ausgangspunkt der Operationen bringen konnte und die Motorisierung der Infanterie war der Zukunft vorbehalten.

Regl. 1906: 100, § 343). Wenn die Vorgesetzten in der vordersten Linie oder auch weiter hinten befindliche Truppenoffiziere zur Auffassung gelangt sind, man habe durch das eigene Feuer den Gegner psychisch zermürbt, sollten die Infanteristen durch den Sturmangriff in die Stellung des Gegners einbrechen. Der Sturmangriff bildete die Klimax des gesamten Angriffs. »Im Sturm Lauf mit der blanken Waffe wird die Überwindung des Gegners besiegelt.« (Ebd.: 95, § 324) Zahlreiche Ausführungen zum Angriffsverfahren forderten zu unterschiedlichsten und nicht immer widerspruchsfreien Interpretationen heraus« (Borgert 1979: 484). Passagen, die geeignet waren, den Offizieren nahe zu legen ihre Untergebenen im Raum zu verteilen, die gegnerischen Stellungen nur aus einer selber gegrabenen Deckung heraus zu attackieren und sich mit dem Entschluss zum Sturmangriff Zeit zu lassen, wurden konterkariert durch Sätze, die beispielsweise das Aufgeben der geschlossenen Ordnung zu einem Übel erklärten (Ex-Regl. 1906: 100, § 342), oder Leitsätze wie die folgenden: »Unausgesetzter Drang *nach vorwärts* und das Bestreben, es dem Nachbar hierin zuvorzutun, muss alle Teile der Angriffstruppe beseelen.« (Ebd.: 96, § 327). Und an einer anderen Stelle wurde bestimmt: »Den ihr innewohnenden Trieb zum angriffsweisen Vorgehen muss die Infanterie pflegen; ihre Handlungen müssen von dem einen Gedanken beherrscht sein: *Vorwärts auf den Feind, koste es was es wolle!*« (Ebd.: 81, § 265) Die hier geforderte Opferbereitschaft erhöhte sicher die Neigung der Offiziere, auch in der Gefechtsausbildung an die als »unerschütterlich« gedachte Haltungsdisziplin ihrer Untergebenen anzuknüpfen und darüber die gleichzeitig vom Reglement geforderte Ausbildung des Schützen zur Selbsttätigkeit zu ignorieren.

Es entstand ein Dilemma zwischen der angestrebten offensiven Kriegsführung und der Einsicht, dass die neuen Waffen die taktische Defensive stärkten. Verlustreiche infanteristische Angriffsoperationen konnten nur vermieden werden, wenn sich die Soldaten langsam, Deckung suchend und im Raum verteilt den gegnerischen Stellung näherten und sie möglichst vom Feuer der Artillerie unterstützt wurden. All dies kostete aber Zeit, die aber als nicht vereinbar mit dem angestrebten »Offensivdrang« (Borgert 1979: 432) der Infanterie galt. Nicht die Vermeidung von Verletzten und Toten, sondern eine gesteigerte Bereitschaft, große Verluste hinzunehmen, resultierte paradoxerweise aus der Kenntnis der Waffenwirkung. Wer aber traditionelle soldatische Tugenden wie »Opferbereitschaft«, »Kühnheit« und »Mannesmut« zu Garanten eines offensiv geführten Infanteriegefechts erklärte und *unbedingt* »Moral« und »Sittlichkeit« zu überlegenen Kräften gegenüber der gestiegenen Letalität der Waffen stilisierte, der neigte unwillkürlich dazu, die Wirkung der Technik zu unterschätzen.

Die Gleichzeitigkeit der Einsicht in die Wirkungsweise der Waffentechnik und Festhalten an einem antiquierten Kriegsbild kam symptomatisch bei der Uniformierung der Soldaten zum Tragen. Die deut-

schen Soldaten wurden vor dem Krieg mit feldgrauen Uniformen ausgestattet, erhielten also eine unscheinbare, unauffällige Bekleidung, damit die Gegner ihre Position im Gelände wesentlich schwerer ausmachen und die Soldaten sich möglichst lange dem tödlichen Abwehrfeuer entziehen konnten. Trotz diesem Ziel wurde jedoch an der Pickelhaube festgehalten, die durch ihre Spitze eine gut sichtbare künstliche Erhöhung auf dem Kopf der Soldaten schuf. Lange bevor ein so behelmter Soldat aus seiner Deckung etwas sehen konnte, gab er sich als deutscher Soldat zu erkennen und bot seinen Kopf als Zielscheibe an. Ohne jegliche militärische Rechtfertigung war die Pickelhaube einzig und allein ein Zugeständnis an den deutschen Kaiser Wilhelm II., der ein Faible für imposante Uniformen hatte und sich nur widerwillig mit dem schmucklosen Erscheinungsbild der Soldaten abfinden konnte.¹¹ Aber auch die Offiziere reagierten zurückhaltend auf die neuen Uniformen, weil sie keine distinguierenden Merkmale zu den Soldaten im Mannschaftsdienstgrad aufwies. Deshalb gewährte das Kriegsministerium ihnen das Tragen besonderer und auffälliger Abzeichen und dies obwohl die britischen Erfahrungen im Burenkrieg (1899-1902) sowie der eigenen Kolonialtruppen im heutigen Namibia lehrten, dass ihre Erkennbarkeit sie zu bevorzugten Zielen der Gegner machte, weshalb zumindest vereinzelt eine Angleichung der Offiziers- und Mannschaftsbekleidung verlangt wurde (Storz 1992: 287f.). Das Argument, die Offiziere könnten ihr Risiko, verletzt oder getötet zu werden verringern, wenn sie sich nicht von den Mannschaften optisch unterschieden, blieb unberücksichtigt. Es scheiterte am Distingierungsbedürfnis der Offiziere. In ihm drückte sich die unter Offizieren weit verbreiteten Vorstellung von Tapferkeit aus, die sie wiederum für unabdingbar für die Gefechtsführung erklärten.¹² Ihre optische und akustische Präsenz sollte die ›Manneszucht‹ ihrer Untergebenen garantieren, ihre weithin sichtbaren Taten sollten die Mannschaften motivieren, sie anspornen, ihren Vorgesetzten zu folgen und gleiches zu tun. Die Sichtbarkeit der Tapferkeit sollte motivierend auf die Untergebenen wirken, und sie sollte zugleich die Anerkennung durch die Vorgesetzten sicherstellen. Von der Sichtbarkeit des Kommandeurs ging zugleich eine kontrollierende Wirkung aus, mussten doch die Soldaten davon ausgehen, dass er sie sehen konnte, wenn sie ihn sahen. So heißt es denn auch im Reglement: »Er [der Offizier, d.A.] hält die Truppe in schärfster Manneszucht und führt sie selbst nach gewaltigen Anstrengun-

11 Siehe Storz (1992: 287f.). In Frankreich stieß die Einführung unscheinbarer Uniformen sogar auf öffentlich artikulierte Ablehnung (ebd.: 291).

12 Für überproportional hohe Verluste an Offizieren, beispielsweise im Deutsch-Französischen Krieg (Zahlen sind bei Kühlich 1995: 397 zu finden) macht Rohkrämer »leichtsinnige Tapferkeit« (1990: 95) verantwortlich. Dass sie aber kein spezifisch deutsches Phänomen war, zeigt an, dass auch auf britischer Seite die Uniformen der Offiziere bis 1915 deutlich erkennbare Unterscheidungsmerkmale aufwiesen (Storz 1992: 292f.; siehe auch Keegan 1991: 283f.).

gen und schweren Verlusten zum Siege.« (Ex-Regl. 1906: 81, § 266) Aber durch die Präferenz der akustischen und optischen Sichtbarkeit wurde der Handlungsspielraum, den der Schützenschwarm, aber auch die Auftrags-taktik den einzelnen Soldaten prinzipiell geboten hätte, unweigerlich eingeschränkt.¹³

Wie sehr die Defensive durch die technischen Innovationen gestärkt wurde, zeigte sich im Verlauf des 1. Weltkrieges im Phänomen des Stellungskrieges. Im Westen kamen die Angriffsoperationen der deutschen Truppen zum Stillstand, nachdem die Verbände sehr hohe Verluste erlitten hatten, und es mit den verbliebenen Kräften nicht gelang, die gegnerische Frontlinie zu durchbrechen. Die deutschen Streitkräfte verzeichneten in den ersten drei Kriegsmonaten im Westen die höchste Verlustrate des gesamten Krieges. Sie »betrug 12,4 Prozent im August und 16,8 Prozent im September 1914. Über den ganzen Kriegsverlauf bis zum Juli 1918 lag die durchschnittliche Monatsquote im Westen dagegen nur bei 3,5 Prozent. Einen Anstieg der Verlustzahlen der den Verhältnissen der ersten Kriegsmonate gleichkam, hatten erst wieder die Frühjahrsoffensive des Jahres 1918 und noch stärker die Rückzugskämpfe der letzten Kriegsmonate zur Folge.« (Ziemann 2004: 156)¹⁴

In den ersten beiden Kriegsjahren des 1. Weltkrieges spielte die Auftrags-taktik als Teil einer taktischen Einsatzkonzeption nur eine geringe, aber allmählich stärker werdende Rolle (Borgert 1979: 513). Mit der Ablösung der zweiten Obersten Heeresleitung unter von Falkenhayn (Ende August 1916) sollte sie jedoch einen gewichtigen Bezugspunkt in den unter Ludendorff durchgesetzten Vorschriften zur Verteidigung von Stellungen und später dem entwickelten Reglement zur Angriffsführung (siehe Abschnitt 7.3.) bilden.

Doch bevor auf diese Veränderungen eingegangen wird, sei hier noch einmal das Spezifikum der Auftrags-taktik betont: Nach Leistenschneider sollte die Auftrags-taktik durch den Verzicht einer umfassenden Reglementierung der Ausbildung und des Gefechts bei der Befehlserteilung die »Freiheit der Form« ermöglichen (Leistenschneider 2002: 5). Durch sie sollte für die Kriegführung ein Maximum soldatischer Subjektivität bei den Vorgesetzten mobilisiert werden. Der ihnen gewährte Handlungsspielraum diene der Bewältigung der Kontingenz des Kriegsgeschehens, zu allererst des infanteristischen Kampfgeschehens. Durch die Gleichzeitigkeit des Verzichts auf Reglementierungen und der auf den Vorgesetzten lastenden Pflicht, Befehle zu erteilen, wurde die Auftrags-taktik zu einem

13 Bereits 1893 charakterisierte ein us-amerikanischer Militärbeobachter das Verhältnis Kontrolle und in Kaufnahme von Toten beim deutschen Militär mit den Worten: »They prefer to lose man than lose control of the officer over them.« (Zitiert nach Gudmundsson 1989: 1)

14 Bei diesen Zahlenangaben ist zu bedenken, dass die Verlustquote bei den Kampfverbänden weit höher liegen konnte.

Subjektivierungskonzept. Seine Umsetzung scheiterte aber weitgehend insbesondere am Kontrollbedürfnis gegenüber den Subalternen und an einer Kriegskonzeption, in deren Zentrum schnell auszuführende und ohne Rücksicht auf Verluste durchzuführende Angriffsoperationen standen.

7.2. Der industrialisierte Krieg

Der 1. Weltkrieg gilt allgemein als erster industrialisierter Krieg. Indes wirkte sich die Industrialisierung der Gesellschaften und damit verbunden die verbesserten Transport- und Kommunikationstechniken schon zuvor auf das Kriegsgeschehen aus. So war es im Krim-Krieg (1854-56) das verbesserte Nachschubwesen, das den Krieg entschied. Die Kontrahenten konnten sich nicht aus dem umliegenden Land versorgen und mussten deshalb alles über eine Entfernung von einigen tausend Kilometern dem Kriegsgeschehen zuführen. Die russischen Truppen, die in der Festung Sewastopol von französischen und englischen Truppen fast ein Jahr lang belagert wurden, konnten zwar über Land versorgt werden, doch erwies sich dieser Umstand nicht als ein Vorteil, weil ihnen hierfür kein Eisenbahnnetz zur Verfügung stand. Während deshalb der zaristische Staat auf Pferdefuhrwerke zurückgriff, wurden die alliierten Truppen über See mit Gütern versorgt. Für den Transport der Güter und Truppen auf den letzten Kilometern zwischen Hafen und Frontlinie wurde eigens eine Schmalspуреisenbahn gebaut. Der Transport über See erwies sich für die alliierten Truppen als ein großer Vorteil, da er den Transport von Massengütern begünstigte. Und diesen Vorteil konnte der zaristische Staat nicht einmal durch die Beschlagnahme von bis zu 125.000 Bauernkarren ausgleichen. Ungenügend versorgt, in den letzten Tagen mit bis zu 52.000 Granaten am Tag beschossen, gaben die russischen Truppen die stark zerstörte Festung am Ende auf (siehe McNeill 1984: 204f., Gitermann 1987: 70f.).

Auch im US-amerikanischen Sezessionskrieg (1861-65) hatte das durch die Eisenbahn revolutionierte Nachschubwesen einen entscheidenden Einfluss auf das Kriegsgeschehen. Armeen in einer Stärke von 100.000 Mann konnten jahrelang in zum Teil dünn besiedelten Regionen kämpfen, weil sie ihren Nachschub durch Eisenbahnen aus einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern bezogen. Die Südstaaten gewannen zwar zu Beginn des Krieges die Schlachten, da sie mit gewieften militärischen Befehlshabern aufwarteten und über hoch motivierte Truppen verfügten, doch den Krieg verloren sie, weil die Nordstaaten ihr größeres industrielle Potential gegenüber dem eher agrarischen Süden durch ein besser ausgebautes Eisenbahnnetz ausspielen konnten. Die Fähigkeit, geschlagene Armeen schnell wieder aufzubauen, diese mit mehr und besserem Kriegsmaterial, mit Lebensmitteln, usw. zu versorgen, entschied den Krieg. Nachdem die Unionstruppen durch die Besetzung

Georgias die konföderierten Eisenbahnlinien unterbrachen, kapitulieren die Südstaaten (siehe McNeill 1984: 216).

In den genannten Kriegen bauten die Soldaten bereits Gräben, um sich vor dem gegnerischen Gewehr- und Artilleriefeuer zu schützen. Im Sezessionskrieg wurde es

»ab 1864 zur Regel, dass sich die Truppen eingruben, wohin immer sie kamen. [...] Grabensysteme veränderten das Gesicht der Schlacht. An die Stelle kurzer, heftiger Zusammenstöße traten zunehmend wochenlange Feuergefechte, die von den oft weniger als 100 Meter voneinander entfernten Gräben aus geführt wurden. Sturmangriffe, die das Patt durchbrechen sollten, waren hochriskante Unternehmen, die eine massive personelle Überlegenheit erforderten, um Chancen auf Erfolg zu haben.« (Walter 2004: 206)

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts war die Industrialisierung des Krieges bei den avanciertesten Streitkräften praktisch vollzogen, und die Tragweite dieses Prozesses war im Russisch-Japanischen Krieg (1905) und in den Balkankriegen (1912/13) unübersehbar geworden. Es war deshalb auch weniger die Neuheit der Phänomene, die den Ruf des 1. Weltkrieges als ersten industrialisierten Krieg begründeten, als vielmehr der Umstand, dass sich in diesem Krieg die führenden Industriestaaten über Jahre hinweg bekämpften. Mit dem 1. Weltkrieg endete das 19. Jahrhundert und das »Zeitalter der Extreme« (Hobsbawm) begann.

Die industrielle Kriegführung machte sich besonders eindrücklich in den Stellungskämpfen an der Front bemerkbar, in der deutsche Truppen zunächst französischen und englischen und ab 1917 auch amerikanischen Verbänden gegenüberstanden. Auf diesem Kriegsschauplatz setzten die führenden Industriestaaten den größten Teil ihrer Truppen und die ihnen zur Verfügung stehenden materiellen Ressourcen ein. Aber nicht nur hier gruben sich Truppen ein und standen sich die Gegner mitunter nur wenige Meter voneinander getrennt gegenüber. Auch im alpinen Kriegsgebiet entwickelten sich ähnliche Verhältnisse wie in der (deutschen) Westfront. Und selbst in den osteuropäischen Kampfzonen, wo die Kontrahenten zwischen 1914 und 1917 große operative Bewegungen durchführten, entwickelten sich sofort Stellungskämpfe, wenn die Angriffe an der gegnerischen Abwehr scheiterten.

Die Frontbildung im 1. Weltkrieg war ein neuartiges Phänomen. Zuvor bildeten sich Fronten, also Kampflinien in denen sich die Gegner ständig gegenüberstanden, nur punktuell, wenn eine gegnerische Stadt oder Festung belagert wurde. Die Ausbildung von Fronten war unmittelbarer Ausdruck der Industrialisierung, weil nur aufgrund der im 19. Jahrhundert entschieden verbesserten und ausgebauten Straßen und dem Aufbau von Eisenbahnnetzen die Truppen kontinuierlich mit Nachschub an Waffen und Munition aus den industriellen Zentren und aus den Agrargebieten mit Lebensmitteln versorgt werden konnten. Durch das Transportwesen konnte

in einem zuvor unbekannten Ausmaß die Ökonomie der Krieg führenden Gesellschaften, ihre Produktivkraft permanent zum Unterhalt des Kriegsgeschehens herangezogen werden. Durch die permanente Anbindung der Front an die Gesellschaft wurde diese zum Hinterland der Front.

Im Westen wurde über vier Jahre hinweg um fast die gleichen Räume gekämpft. Die Stellungskämpfe im Westen waren Ausdruck einer Pattsituation, die zwischen den Kriegsgegnern bestand. Sie zeigten an, wie erfolgreich es den Staaten Deutschland, Frankreich und England gelang, ihre gesellschaftlichen Ressourcen für den Krieg zu mobilisieren. Da ein großer Teil des Transportwesens der Kriegsparteien auf dem Eisenbahnnetz beruhte, das im Nahbereich der Front beispielsweise um Schmalspurbahnen ergänzt wurde, erleichterten die starren Frontlinien sogar die Zuführung neuer Truppen, Waffen und Munition. Jede Bewegung der Truppen weg von den Endpunkten der auf Schienenstränge ausgerichteten Nachschubwege hingegen erschwerte ihre Versorgung. Der technologische Entwicklungsstand begünstigte also abermals die Defensive.¹⁵

Im Stellungskrieg an der Westfront bildeten sich zahlreiche Merkmale aus, die sich in allen seitdem mit industriell gefertigten Waffen und auf Industrieressourcen abgestützten Kriegen wieder finden lassen. Die lang anhaltenden Stellungskämpfe gehören ausdrücklich nicht dazu. Wie bereits auf dem östlichen Kriegsschauplatz des 1. Weltkrieges zeigen sie eher die Erschöpfung der Kriegsparteien an. Zwar beginnen Soldaten sofort, in der Erde Schutz vor dem gegnerischen Feuer zu suchen, wenn ein Gebiet auch nur für kurze Zeit umkämpft ist, doch lang anhaltende Stellungskämpfe entwickelten sich nur, wenn die Kriegsparteien »erschöpft« sind, also keine Partei über derart überlegene Kräfte verfügt, dass sie eine verteidigte Stellung überwinden kann. Zuletzt kam es im Krieg zwischen den Irak und Iran (1980-88) und zwischen Eritrea und Äthiopien (1998-2000) zu solchen Stellungskämpfen.

Verantwortlich für den Bedeutungswandel des Stellungskrieges sind zum einen technologische Entwicklungen, die die Offensivstärke insgesamt erhöhten. So wurde es mit dem Bau von Panzern wieder möglich,

15 Diese Feststellung lässt sich auch für die eingesetzten Kommunikationstechniken treffen. Bis 1918 stützte sich die Kommunikation zwischen der Front und den rückwärtigen Stellungen weitgehend auf drahtgestützte Techniken ab. Dies machte sich bei der deutschen Frühjahrsoffensive bemerkbar. Ein Kernelement der Offensive, das Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie, scheiterte, nachdem es den deutschen Infanterieverbänden gelungen war, in die gegnerische Front einzubrechen und damit auf Meldegänger, Leuchtraketen angewiesen waren, um Artillerieunterstützung anzufordern. Mit den wenigen mitgeführten Funkgeräten wurden nur wenige und obendrein häufig verstümmelte Funksprüche gesendet, vermutlich, weil die Mannschaften »nach den anstrengenden Märschen kaum in der Lage waren, die benötigten Stromstärken [für den Sendebetrieb, d.A.] mit Hilfe von Tretgestellen zu erzeugen.« (Kaufmann 1996: 254)

einen von der gegnerischen Artillerie beschossenen Raum ohne große Verluste zu durchqueren und durch den Einsatz von im Fahrzeug eingebauten Maschinengewehren und Kanonen die Verteidiger einer Stellung in Deckung zu zwingen. Die Infanterie verlor durch die Panzerwaffe entscheidend an Defensivstärke. Die allmählich und immer umfassender betriebene Motorisierung der Verbände verringerte darüber hinaus ihre Abhängigkeit vom Schienennetz bei offensiven Operationen und beschleunigte zugleich das Tempo der möglichen Bewegungen. Ausgenutzt werden konnte diese beschleunigte Bewegungsfähigkeit der Kampfverbände erst, als sie mit Funkgeräten ausgestattet wurden. Auf der Kommunikation per Funk basierten deshalb auch Einsatzkonzepte, die für offensive Operationen von motorisierten Verbänden, Panzer und Infanterie, entwickelt wurden und die auch die Koordination des Einsatzes von Boden- und Luftstreitkräfte ermöglichen sollten, nachdem die am Boden operierenden Einheiten durch die gegnerischen Linien durchgebrochen waren.¹⁶ Gegen Ende des 2. Weltkrieges standen dann erstmals zumindest vereinzelt den Streitkräften der westlichen Alliierten leistungsfähige und sprichwörtlich handlich gewordene Funkgeräte zur Verfügung, die selbst von einzelnen Infanteristen getragen werden und mit denen sie Unterstützung von Artillerie oder Flugzeugen anfordern konnten.

Obwohl also der Stellungskrieg eine Ausnahmeerscheinung wurde, teilen der 1. Weltkrieg im Allgemeinen und die Kämpfe an der Westfront im Besonderen mehr Merkmale mit den nachfolgenden als mit den früher geführten Kriegen. Bereits bei oberflächlicher Betrachtung des Kriegsgeschehens zeigt sich, dass die Zeiten vorbei waren, in denen gut sichtbare, bunt uniformierte Truppenverbände aufmarschierten und sich gegenseitig bekämpften. Doch mit dieser äußerlichen Differenz sind die Folgen der industrialisierten Kriegführung für das unmittelbare Kriegsgeschehen nicht hinreichend bestimmt. Im Folgenden sollen deshalb weitere gravierende Änderungen skizziert werden.

- Die industrialisierte Kriegführung ermöglicht eine zuvor weitgehend unbekannte Permanenz der Kampfhandlungen. Schranken für das Kriegsgeschehen, wie sie zuvor von natürlichen Zyklen, wie den Wechsel der Jahreszeiten, den Übergang vom Tag auf die Nacht oder auch dem Wetter gebildet wurden, schwächten sich zu Hemmnissen ab. Der Krieg muss nicht mehr als Kampagne geplant werden, weil im Marsch- und Operationsgebiet der Truppen keine große Mengen Futter für die Pferde und für den Transport notwendige Tiere vorhanden sein müssen. Von vor Ort vorhandenen Ressourcen hängt die Kriegführung nicht mehr ab. Sie ist vielmehr abhängig von der industriellen Produktion und der Zufuhr von Personal und Gütern aus dem Hinterland. Ohne die Zuführung von fossilen Brenn- und Treibstoffen, die vor ihrer

16 Ausführlich zeigt Kaufmann die Bedeutung des Funks für die Offensivkonzeption der Wehrmacht auf (1996: 302).

Verwendung industriell aufbereitet werden müssen, verlieren die Verbände ihre Beweglichkeit. Zu schlechtes Wetter, ungenügende Sichtverhältnisse für den Einsatz bestimmter Waffen gibt es weiterhin, doch verhindert der Winter oder Regen nicht mehr, dass Waffen abgefeuert werden können, wie dies bei Waffen wie dem Bogen oder den Stein-schlossflinten der Fall war. Ein Krieg wird nun nicht mehr notwendigerweise von demjenigen verloren, der die größeren Verluste an physischen Kräfte erleidet. Nicht die Höhe der Verluste entscheidet die Frage Sieg oder Niederlage, sondern ob es gelingt, neue Kräfte dem Krieg zuzuführen.

- Das Kriegsgeschehen kann und muss sich in allen technisch erreichbaren Räume ausbreiten und sie dauerhaft in Beschlag nehmen. Aufgrund der Abhängigkeit von der ständigen Zufuhr von Ressourcen zielen militärische Operationen darauf ab, die Versorgungslinien der gegnerischen Truppen zu unterbrechen. Um diese Gefahr abzuwenden, müssen die Kriegsparteien potentiell um alle Räume kämpfen können, die der Gegner seinerseits angreifen kann. Zwischen den Kriegsparteien entstehen deshalb permanent umkämpfte Räume. Diese umkämpften Räume hatten im 1. Weltkrieg am Boden noch eine halbwegs eindeutige Grenze, die vor allem von der Reichweite der gegnerischen Artillerie umrissen wurde. Nur vereinzelt griffen damals Flugzeuge und Luftschiffe auch jenseits dieser Grenze das rückwärtige Gebiet des Gegners an und warfen Bomben beispielsweise auf Bahnhöfe und Städte. Dies änderte sich ab den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, nachdem Flugzeuge entwickelt wurden, die ein erhebliches Zerstörungspotential weit über die Front hinweg in das Hinterland des Gegners transportieren konnten. Seitdem hängt es von der Herrschaft über den Luftraum sowie der Reichweite der eingesetzten Flugzeuge und später von Raketen ab, wie sehr der Krieg im Hinterland präsent wird.
- Die weitgehende Unsichtbarkeit der Gegner ist neben der immensen Ausdehnung des umkämpften Terrains verantwortlich für die Unübersichtlichkeit des Gefechtsfeldes. Auf dem Gefechtsfeld sind nur selten Menschen zu sehen und wenn doch, dann meist nur schemenhaft auf weite Entfernungen hin. Es wirkt deshalb auf den Betrachter als menschenleer. Für die Infanteristen, die mitunter allein oder mit wenigen anderen Soldaten das Gefechtsfeld beobachten, ist es »die einsamste Gegend, in der Menschen beisammen sind.« (Marshall 1947: 45) Die Artilleriegeschütze, die Infanteriewaffen, zu denen auch das Maschinengewehr zählt, und die Angriffe aus der Luft, mit denen seit dem Ende des 1. Weltkrieges in zunehmenden Umfang gerechnet werden muss, können das Gefechtsfeld mit einer großen Zahl tödlicher Geschosse eindecken. Deshalb versuchen sowohl Verteidiger als auch Angreifer, möglichst wenig das gegnerische Feuer auf sich zu ziehen und sich möglichst lange vor der Waffenwirkung zu schützen. Aus

einem Verhalten, das noch im 19. Jahrhundert als ehrenrührig, unsoldatisch galt, wurde eine Gefechtstugend: sich vom Gegner nicht sehen zu lassen. Das Suchen bzw. Herstellen von Deckung gehört heute zu den Ausbildungszielen von Soldaten. Das Ideal für die Gefechtsführung ist: die Lage erkennen, sich auf dem Gefechtsfeld zu bewegen, den Gegner zu bekämpfen und dabei für ihn stets unsichtbar zu bleiben.

- Im industriellen Krieg erzeugen die Waffen vornehmlich killing fields. Ein gemeinsames Merkmal dieser Waffen ist ihre hohe Feuergeschwindigkeit. Artilleriegeschütze, Maschinengewehre und Raketenwerfer richten sich aufgrund ihrer Kadenz, aber auch durch die Streuung der abgefeuerten Geschosse, letzteres gilt auch für Bomben, nicht gegen einzelne Menschen. Sie sind vor allem dazu geeignet, sichtbare wie unsichtbare Gegner in einem bestimmten Gebiet tödlich zu verletzen oder doch zumindest in Deckung zu zwingen und großflächige Zerstörungen anzurichten. Auch mit den automatischen Gewehren und Maschinenpistolen mit denen Infanteristen spätestens seit dem 2. Weltkrieg ausgerüstet werden, lässt sich ein Geschosshagel erzeugen, der das beschossene Areal in eine tödliche Zone verwandelt.

Dieses Merkmal des industrialisierten Krieges führt dazu, dass selbst nach kurzen Feuergefechten der betroffene Raum mit Einschüssen übersät ist. Je nach Dauer des Gefechts und der eingesetzten Waffen wird die gesamte Topographie des Raumes von den Destruktionskräften geprägt und verwandelt sich in eine zertrümmerte, zerschlagene und ausgebrannte Landschaft. Eine Unterscheidung zwischen militärischer und ziviler Infrastruktur findet dabei ebenso wenig statt wie zwischen Kombattant und Nichtkombattant. In den killing fields sind Gefechtsformen, wie Kämpfe über kurze Distanz, der gezielte Schuss auf einzelne Menschen oder auch auf Waffen, wie Panzer, *eingebettet*.

- Die Industrialisierung bedeutete eine Steigerung der Destruktionskräfte. Die von industriell gefertigten Waffen ausgehende Gewalt macht die Kriegführung nicht brutaler, gemeiner oder inhumaner. Die Schmerzen, die vorindustriell hergestellte Waffen hervorrufen, sind prinzipiell nicht geringer als die Schmerzen, die Projektile verursachen, die beispielsweise ein Granatwerfer verschießt. Die Industrialisierung der Destruktionskräfte vertiefte aber die seit Einführung der Schusswaffe geltende Tendenz, jeden einzelnen Waffenträger mit Mitteln auszustatten, in denen zerstörerische Energien gespeichert sind, die keine unmittelbare Verbindung zu seinen individuellen Fähig- und Fertigkeiten haben. Sie bedeutete vor allem eine zeitliche Verdichtung bei der Freisetzung zerstörerischer, tödlich wirkender Energie. Dies gilt bereits für jeden einzelnen Infanteristen und mehr noch für das gesamte Waffenarsenal eines Heeres. Über Jahrtausende hinweg benötigten Akteure für bestimmte Gewalttaten, wie das Verwüsten eines Landstrichs, das Brandschatzen und Plündern von Land und Städten sowie das Hinmetzeln

ihrer Bevölkerung ungefähr die gleiche Zeit, weil sie neben dem Feuer vor allem auf ihre Muskelkraft angewiesen waren, um ihr Werk zu vollbringen. Heute hängt das Tempo, in dem solche Gewalttaten vollbracht werden, entscheidend von den eingesetzten Mitteln ab. Im Extremfall benötigt eine Atombombenexplosion nur noch wenige Sekundenbruchteile. Allgemein gilt, dass das Ausmaß der angerichteten Zerstörungen und die Zahl der Toten weniger denn je von der Zahl der unmittelbar eingesetzten Waffenträger bestimmt werden, sondern von den eingesetzten Mitteln.

- In den Destruktionsräumen bilden sich Ensemble sozialer Verhältnisse, deren Spezifikum die permanente Präsenz des Tötens ist. So viel Elend, Leid und Tod bereits der Kriegszustand in vorindustriell geführten Kriegen für die Menschen bereithielt, so groß die Gefahr war, zu verhungern und an einer Krankheit zugrunde zu gehen – die Todesgefahren im Rahmen eines Gefechtes bestanden meist nur für relativ kurze Zeiträume. Und so heftig die Affekte des Einzelnen waren, so traumatisch das hier Erlebte auf ihn wirkte, erst mit der Industrialisierung verdichten sich solche Situationen regelmäßig zu einem Dauerzustand. Für Soldaten bedeutet die Permanenz der Kampfhandlungen, dass sie Todes- und Tötungsbereitschaft in einem zuvor unbekannten Ausmaß in ihren Alltag integrieren müssen. Durch das extensiv gesteigerte Kampfgeschehen steigt die prinzipiell bestehende Wahrscheinlichkeit für die Akteure enorm an, dass sie im Verlauf der Kampfhandlungen mit ihren physischen wie psychischen Grenzen konfrontiert werden und folglich in der Gefahr stehen, vom Erlebten überwältigt zu werden. Die Akteure sind einem zerstörerischen physischen und psychischen Raubbau ausgesetzt, auf den sie sich vorbereiten können, aber an dem sie sich nicht gewöhnen können. Kampfeinsätze müssen deshalb in aller Regel durch Ruhephasen unterbrochen werden, um für eine Regeneration der physischen Verfassung zu sorgen, die von einem Mangel an Flüssigkeit, Nahrungsmittel und Schlaf angegriffen wurde. Auch für die psychische Regeneration sind Ruhephasen notwendig, allerdings ist eine Regeneration im Sinne einer Wiederherstellung in den vorherigen Zustand ausgeschlossen.

Für einen nachhaltigen Effekt des Kampfgeschehens auf die Psyche der Akteure spricht neben seiner zeitlichen Ausdehnung auch die gesteigerte Destruktionskraft der eingesetzten Waffen, die zu intensiven sinnlichen Eindrücken bei den Soldaten führen. Beim Abschuss und noch mehr beim Detonieren bzw. Einschlag der Projektile wird sehr viel Energie freigesetzt. Bereits ohne eine unmittelbare Verletzung hervorzurufen, strapazieren sie als Lärm, als Erschütterung des Raums, als Gestank, Hitze und Luftdruck intensiv die Sinne der Soldaten. Beispielsweise wird der Knall, der beim Abschuss eines Artilleriegeschosses entsteht, häufig zum Getöse

im Ohr der Soldaten, die das Geschütz bedienen, weil er die Fähigkeit ihres Gehörsinns zur Aufnahme des Geräuschs übersteigt und droht es dauerhaft zu schädigen. Schon die von der eingesetzten Waffentechnik ausgehenden Sinneseindrücke tragen zur Unwirklichkeit der Kriegserlebnisse bei, was wiederum dazu führt, dass sie von den Subjekten schwerer zu etwas Erfahrenem gemacht und kommuniziert werden können.

7.3. Folgen des industrialisierten Krieges

Mit den Kriegserklärungen im August 1914, die den Beginn des 1. Weltkrieges markieren, wird bis heute die Erinnerung an jubelnde, mitunter fahnnenschwenkende Menschen (überwiegend Männer) und an Frauen verbunden, die den aus den Kasernen ziehenden Soldaten Blumen schenkten. Die Kriegsbegeisterung erfasste tausende überwiegend junge Männer, die noch nicht beim Militär gewesen waren und die sich nun als Kriegsfreiwillige¹⁷ bei den Militärbehörden meldeten. Diese Reaktionen auf den Kriegsbeginn waren zum einen den spezifischen Verhältnissen in den (westeuropäischen) Vorkriegsgesellschaften geschuldet und waren auch nicht gleichmäßig in allen sozialen Schichten anzutreffen. Bedeutsamer erscheint aber in dem hier zu besprechenden Zusammenhang zu sein, dass die Begeisterung schnell wieder verebbte und sie seitdem fast ein Unikum der Geschichte geblieben ist. Am industrialisierten Kriegsgeschehen entzündet sich keine Begeisterung.¹⁸

Im Nachstehenden sollen einige Auswirkungen der Industrialisierung des Krieges näher untersucht werden. Die Untersuchung konzentriert sich dabei auf drei Aspekte. 1.) Die Industrialisierung des Krieges kann als Grund dafür angesehen werden, dass die Begeisterung schwand, denn sie

17 Durch weit übertriebene Zahlenangaben wurde in der Öffentlichkeit der Eindruck erweckt, alle jungen Männer hätten sich zum Kriegsdienst gemeldet. Wer nicht uniformiert war, sah sich mit der Erwartung konfrontiert, entweder demnächst einen Stellungsbefehl zu erhalten oder sich freiwillig zu melden. Siehe hierzu Ulrich (1992a: 114). Weitere Informationen insbesondere zu den englischen Kriegsfreiwilligen sind in Ziemann (2004a: 639f.) zu finden.

18 Dass der auf Bildern dokumentierte Jubel bei weitem nicht die einzige Reaktion auf den Kriegsbeginn war, zeigen Berichte, die von um sich greifender Panik in der Bevölkerung berichten. Alles was als anormal und fremd erschien, löste häufig Angst aus und zog Aggressionen auf sich. Auf Pkws, die scheinbar zu schnell fuhren, wurde im August 1914 geschossen. Bereits das Aussprechen eines Fremdwortes auf der Straße konnte dazu führen, dass man als Spion verdächtigt, verprügelt und verhaftet wurde. An vielen Orten kam es zu Hamsterkäufen, Sparguthaben wurden aufgelöst und Händler weigerten sich Papiergeld anzunehmen. Literarisch hat Kraus (1929: 69f.) diese Stimmung dokumentiert. Psychiater stufen die Begeisterung schnell als eine Massenpsychose ein und Plaut wertete sie »als eine psychische Krise« (1921: 10); siehe hierzu auch Ulrich (1992a: 112).

führte dazu, dass nicht nur das Vorkriegsbild vieler Kriegsteilnehmer zerbrach, sondern sie bot auch wenig Anknüpfungspunkte für Sinndeutungen, in denen sich die Soldaten als (heroische) Subjekte wiederfanden. 2.) Seit dem 1. Weltkrieg zählen heute psychosomatische Reaktionen auf Kriegserlebnisse zu den unvermeidlichen Folgen von Kampfeinsätzen. 3.) Die Industrialisierung erschwerte den Angriff auf Defensivstellungen enorm. Jahrelange Stellungskämpfe um den gleichen Raum, vor allem an den Kriegsschauplätzen im Westen und in den Alpen, waren das Ergebnis. Der Frage, mit welchen taktischen Einsatzzkonzeptionen die militärischen Führungen versuchten, die gegnerischen Stellungen zu durchbrechen, soll am Schluss dieses Abschnitts nachgegangen werden.

7.3.1. Das industrialisierte Kriegsgeschehen

»Nicht Aggression oder ein geheimer Todestrieb motivierten die Kriegsbegeisterten dazu, freudig in den Krieg zu ziehen, sondern der Wunsch, sich und ihren Kameraden die eigene Tapferkeit und Männlichkeit unter Beweis zu stellen.« (Rohrkämmer 1990: 263) In einem zuvor unbekannten Ausmaß erfüllte vor dem 1. Weltkrieg die Ableistung des Kriegsdienstes die Funktion eines Initiationsritus, der trotz eines für Wunschträume und Illusionen zerstörerischen (Kasernen-)Alltages »eine kritische Beurteilung des Soldatendaseins fast unmöglich« machte (ebd.). Über Schicht- und Klassengrenzen hinweg wurde Männlichkeit und Soldatsein im Kaiserreich zusammengedacht. Diese Subjektkonstruktion machte es möglich, den Krieg als einen befreienden Akt zu begreifen bzw. als eine Bewährungsprobe zu sehen, nach der sich sehr viele Männer sehnten, die aufgrund ihrer militarisierten Sozialisation ein am Krieg orientiertes Selbst entwickelt hatten.¹⁹ Ihr Vor-Kriegsbild war überwiegend eine Mixtur aus Militärparade und Kriegserzählungen anno 1871, amalgamisiert mit dem romantischen Bild, das man sich vom Gefecht eines Ritters im Mittelalter machte.

Eine neue Erfahrung formulierte der Kriegsfreiwillige Toller nicht, als er feststellte, dass seine Vorgesetzten nicht wussten, was sie »mit unserem Enthusiasmus« anfangen sollten und dass er und die anderen Soldaten »sinnlos gedrillt« (1933: 41) würden. Neu waren die Erlebnisse und Erfahrungen, die die Soldaten mit dem Kriegsgeschehen machen mussten.

Im Fokus des Kriegsgeschehens stand der Raum, der sich zwischen den gegnerischen Armeen befand, der, wie seine Bezeichnung Niemandsland verrät, von keiner Streitmacht beherrscht wurde, dafür aber mit diversen bodengestützten Waffen beschossen werden konnte, und sein Nahbereich, die Frontlinien, dessen äußerer Rand wiederum von der Reichweite

19 Über weitere, hier aber nicht berücksichtigte Aspekte der Selbstentwürfe »soldatischer Männer« vor dem 1. Weltkrieg, beleuchtet die Arbeit von Theewelt (1977).

der gegnerischen Artillerie bestimmt wurde. Die Breite dieses Raumes variierte und umfasste gegen Ende des Krieges insgesamt allenfalls mehrere 1000 Meter. In dieser Zone starben die meisten Soldaten des 1. Weltkrieges. Ob und mit welcher Intensität die Soldaten Kontakt mit der Todeszone hatten, hing entscheidend davon ab, welchem Truppenteil sie zugeordnet waren, sowie von ihrer Stellung in der Militärhierarchie. Viele Soldaten, die den Unterstützungstruppen zugeordnet waren, ob nun als »Schipper« oder Trainsoldat, standen meist am Rande dieses Fokus, mussten sich nicht in Schützengräben aufhalten, aber sehr wohl im Feuerbereich der Artillerie, und sie waren auch nicht vor Fliegerangriffen sicher. Je höher der Dienstgrad eines Soldaten war, desto eher konnte, ja musste er sogar Distanz zum unmittelbaren Kampfgeschehen halten. Während sich noch die unteren Offiziersränge ebenfalls in den vordersten Stellungen aufhalten mussten, rückten mit dem steigenden Rang die Offiziere von der Todeszone ab, weil sie nur auf diese Weise einen Überblick über die Lage erhalten und die ihnen unterstehenden Truppen kommandieren konnten.²⁰ Nur punktuell konnte ein hochrangiger Offizier durch seine Anwesenheit im vordersten Graben die Lage besser beurteilen, aber dafür erhielt er in dieser Zeit schwerer Nachrichten von anderen Abschnitten, und für ihn war es schwieriger, Truppenteilen, die jenseits des Grabens ihre Stellung hatten, Befehle zu erteilen. Für hochrangige Offiziere bestand also kein sachlicher Grund, sich im gleichen Grad den Gefahren auszusetzen, wie dies den Soldaten im Mannschaftsdienstgrad zugemutet wurde. Die Position in der Militärhierarchie wirkte sich obendrein auf den Umfang und die Qualität der Verpflegung, der Besoldung, sowie der Unterkunft aus. Offiziere hatten grundsätzlich den Zugriff auf die besten und sichersten Quartiere, und bevor sie unter Verpflegungsmängeln leiden mussten, hungerten die Mannschaften schon lange.

Bereits die Anschauung des Raumes verdeutlichte den Soldaten, die sich in der Todeszone aufhielten, in welcher Gefahr sie sich befanden. Vertraute Landschaftsformen waren einer von der Waffenwirkung zerschlagenen, mit Müll, Leichen(teilen) und zerstörtem Kriegsinventar angefüllten Ödnis gewichen. Ihr Geruchssinn drängte ihnen vor allem im Sommer ekelerregende Empfindungen auf, roch es doch nach Kot und vor allem nach Verwesung. Auch die Empfindungen, die durch den Gehörsinn ausgelöst wurden, konnten sehr quälend sein: Das Feuer der Geschütze bzw. die Einschläge der Granaten verursachten einen ohrenbetäubenden Lärm, der mitunter die Trommelfelle platzen ließ und »mehr mit den Augen, als mit dem Ohr« erfassbar (Latzko 1917: 61) war. Die Druckwellen konnten tödliche Lungenrisse verursachen. Andererseits konnte »insbesondere nachts beängstigende Stille [herrschen, d.A.], die beim kleinsten

20 Zum Stand der Kommunikationstechnik im 1. Weltkrieg siehe Kaufmann (1996: 209f.).

Geräusch aufschrecken ließ«. Hinzu kam »das Angstgeschrei der Pferde²¹ und am unerträglichsten die Hilferufe und das Stöhnen der Verwundeten, die, wenn überhaupt, oft erst nach langer Zeit geborgen werden konnten.« (Bröckling 1997: 203)

In der Todeszone gab es im Alltag der Soldaten Phasen langwieriger Vorbereitungen zur Verteidigung der Stellung bzw. des eigenen Angriffs auf die gegnerischen Gräben, Phasen, in denen sie angespannt auf gegnerische Offensiven bzw. auf das Signal zum Angriff warten mussten und schlussendlich die meist sehr kurzen Phasen größter Aktivität, wenn um die Gräben gekämpft wurde. Langeweile und höchste Anspannung konnten besonders beim lange währenden Beschuss zusammenfallen. Dass in den Erinnerungen ehemaliger Soldaten die Gefahren des Artilleriefeuers eine herausragende Bedeutung einnimmt, lässt sich mit Blick auf die Ursachen für Verletzungen und Todesfälle begründen. Mit zunehmender Dauer des Krieges waren sie »in der Mehrzahl aller Fälle eine Folge artilleristischen Beschlusses [...]. 76 Prozent aller von Ende 1914 bis 1917 verwundeten französischen Soldaten wurden von Artilleriegeschossen getroffen. Dies ist ein Wert, der 1917 auch bei einer deutschen Armee gemessen wurde. Für die an der Westfront eingesetzten Truppen dürfte er somit repräsentativ sein.« (Ziemann 2004: 157)²² Aber auch aus einem anderen Grund traten in den Schilderungen der Fronterlebnisse andere Gefahren in den Hintergrund. Erfahrene Soldaten konnten riskante Situationen erkennen, Verhaltensregeln entwickeln, die beispielsweise einen gewissen Schutz vor den Auswirkungen von Giftgas versprachen. Die Hoffnung, durch eigenes Handeln die Situation zu entschärfen, half den Soldaten, ihre Angst vor Verletzungen und dem Verlust des eigenen Lebens zu verringern. Anders dagegen, wenn sie von der Artillerie beschossen wurden oder sich dem Maschinengewehrfeuer aussetzen mussten, dann lebten sie »in der Spannung des Ungewissen« (Remarque 1929: 76), die sie nicht durch eigene Handlungen verringern konnten. »Wenn ein Geschoss kommt, kann ich mich ducken, das ist alles; wohin es schlägt, kann ich weder genau wissen noch beeinflussen.« (Ebd.) Das Überleben hing vom Zufall ab. »Ebenso zufällig, wie ich getroffen werde, bleibe ich am Leben.« (Ebd.) Mit der Erinnerung an den Beschuss war unvermeidlich das quälende Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber der tödlichen Gefahr verbunden.²³ In

21 Pferde kamen im Frontbereich beim Transport von Nachschub und beim Stellungswechsel der Geschütze zum Einsatz.

22 »Infanteriemunition verursachte dagegen nur rund 16 Prozent, Handgranaten 1-2 Prozent und Giftgasangriffe knapp 1,7 Prozent aller Verwundungen im deutschen Heer. Durch die blanke Waffe (Säbel, Dolch, Seitengewehr) wurden über den gesamten Krieg gesehen gerade einmal 0,1 Prozent aller Wunden beigelegt.« (Ebd.)

23 Eine gewisse Linderung dieses Gefühls versprachen Talismane und ähnliches mehr, mit denen viele Soldaten versuchten den Zufall zu ihren Gunsten quasi gewogen zu halten.

dieser Situation sind die Individuen auf sich selber zurückgeworfen. Die Todesangst lässt alle anderen Empfindungen, selbst Hunger und Durst in den Hintergrund treten. Der soziale Horizont aller Handlungen schrumpft auf das eigene Überleben zusammen. Zugleich macht sich im Moment äußerster Hilflosigkeit auch eine gegenläufige Tendenz bemerkbar. Obwohl beispielsweise Infanteristen, die von Artilleriegeschützen beschossen werden, gegen den Beschuss nur Deckung suchen und sich nicht gegenseitig schützen können, suchen sie trotz gegenteiliger Anweisung die Nähe anderer Soldaten, weil das Gefühl der Hilflosigkeit nur schwer alleine auszuhalten ist. Die Todesangst trennt und verbindet die Soldaten.²⁴

Die enthusiastische Bereitschaft, in den Krieg zu ziehen, die Vorstellung durch eigene Handlungen sich selber und anderen beweisen zu können, was für ein Mann in einem steckt, zerbrach aber nicht nur am Geschütz- und MG-Feuer. Zur Industrialisierung des Kriegsgeschehens gehörte, dass der Destruktionsprozess bürokratisch vorbereitet und zahlreiche Tätigkeiten der Soldaten sich analog zu Arbeitsprozessen in der Industrie vollzogen, wenn auch mit dem entscheidenden Unterschied, dass die Prozesse nur auf Zerstörung und Tod abzielten. In den Dienststellen mussten die Truppenbewegungen geplant, der Nachschub berechnet, Urlaubsscheine ausgegeben, über Versetzungen entschieden und Fortbildungen genehmigt werden, Dienstvorschriften mussten formuliert, verteilt und beachtet werden. Auch im Krieg galt für die Ausführung bürokratischer Vorgänge »die Herrschaft der formalistischen Unpersönlichkeit: sine ira et studio, ohne Hass und Leidenschaft, daher ohne ›Liebe‹ und ›Enthusiasmus‹, unter dem Druck schlichter Pflichtbegriffe« (Weber 1922: 129) als ideal. Beim Einsatz der Geschütze, der Maschinengewehre, überhaupt aller Artefakte kam es nicht darauf an, ob die Soldaten begeistert waren, sondern darauf, dass die Maschinen von ihnen sachgerecht bedient wurden. Während Maschinengewehrschützen mitunter direkt die gegnerischen Soldaten anvisierten, galt bereits für die Bedienungsmannschaften weit reichender Geschütze des 1. Weltkrieges, dass bei ihnen eine große Distanz zwischen ihrem Handeln und dessen Wirkung eintreten konnte. Um das Geschütz auf das Ziel auszurichten, zu laden und abzufeuern mussten die Geschützmannschaften ihre Tätigkeit arbeitsteilig und auf einander bezogen koordinieren. Arbeitssoziologisch ausgedrückt bildeten sie eine gefügeartige Kooperation (Popitz/Bahrdrdt 1957: 66f.). Den Gegner sahen sie nie, und selbst die Geschützführer wurden nur telefonisch durch in den vordersten Gräben positionierten Artilleriebeobachter über die Wirkung der abgefeuerten Granaten unterrichtet. Mit den Folgen ihres Handelns, ihrer Gewaltanwendung waren diese Soldaten nicht unmittelbar konfrontiert. Deshalb waren sie zwar nicht ahnungslos, was die abgefeuerten

24 Da die »Angst, die zur ›Tuchföhlung‹ drängt«, aber tödlich sein kann, müsse sie, so eine Ausbildungsschrift der Bundeswehr, »unnachtsichtig ›weggeübt‹ werden« (Elser 1985: 79).

Geschosse bei ihrer Detonation bewirkten, – zumal sie selber mitunter Angriffsziele der gegnerischen Artillerie waren – aber aufgrund der Distanz zum Fokus der Todeszone konnten sie in ihrem Alltag Routinen entwickeln, die frei von Gewalttätigkeit und Krieg schienen.

Die Vorgesetzten zeichneten sich gegenüber ihren Untergebenen zunächst durch eine große Machtfülle aus, die durch ihre Befehle Gunst wie Missgunst ausdrücken und damit auch erheblich die Überlebenschancen beeinflussen konnten. Zugleich waren aber auch ihre Entscheidungen eingebettet in eine Militärorganisation, die auch ihnen als abstrakte Macht gegenüber trat. Abstrakt, weil für die meisten Soldaten die erteilten Befehle überwiegend auf Entscheidungsprozessen beruhten, die als fern von ihnen geronnene Ergebnisse »nach Unten durchsickerten« und deshalb undurchsichtig und unverständlich waren. Sie erlebten sich als ohnmächtige Objekte einer Macht, die nicht zwischen Material und Individuen unterschied, sondern sie als Menschenmaterial unterschiedslos nur nach Maßgabe ihrer Ersetzbarkeit einstuft (siehe Bröckling 1997: 205f.).

Am Grabenkrieg vermochten sich keine romantischen Vorstellungen zu entzünden. Nachdem Hunderttausende hier den »Heldentod« fanden, war es auch schwierig, ihn als Ort für individuelle Bewährung zu sehen, der einen besonders auszeichnet. Einen Fluchtpunkt für solche Vorstellungen bot das Fliegerkorps. Mit der Luft-Kriegführung wurde im 1. Weltkrieg eine neue Raumdimension vom Kriegsgeschehen erfasst. Im Mittelpunkt der öffentlichen Wahrnehmung stand der Luftkampf zwischen den Jagdfliegern, die als ritterliche Zweikämpfe interpretiert wurden. Die Jagdflieger wurden zu den gefeierten Helden des 1. Weltkrieges, zu den aus dem »Massenleben« und »Massensterben«²⁵ herausragenden Subjekten. Diese Vorstellung wurde durch die Publikation von Büchern wie »Der rote Kampfflieger« gefördert, das auf persönlichen Aufzeichnungen von Manfred von Richthofen (1892-1918) beruhen soll. Es schildert den Krieg vorwiegend als abenteuerlichen Spaß und zeigt den Piloten als souveränen Akteur. Doch dieses obendrein auf den Luftkampf gegen gegnerische Jagdflieger konzentrierte Bild täuschte gleich in mehrfacher Hinsicht über die realen Verhältnisse bei den Luftstreitkräften. Zum einen war in den ersten Kriegsjahren das Einsatzspektrum der Flugzeuge und ihrer Besatzungen noch nicht ausdifferenziert, das heißt sie mussten zu Aufklärungs- und Beobachtungsflügen starten sowie Bomben aus ihren Flugzeugen werfen. Als auf deutscher Seite ab 1916 das Einsatzspektrum ausdifferenziert wurde, wurden die wenigsten Piloten als Jagdflieger eingesetzt. Überhaupt gehörten schon damals die meisten Soldaten bei den Luftstreitkräften nicht zum fliegenden Personal und damit zum kämpfenden Teil der Truppe. Die überwiegende Mehrheit der Soldaten hatte unterstützende Aufgaben und

25 Mit diesen Worten begründete Ernst Toller, weshalb er sich nach 13 Monaten als Infanterist freiwillig zum Fliegerkorps meldete (1933: 54).

musste beispielsweise die Maschinen einsatzbereit halten.²⁶ Die Bekämpfung gegnerischer Jagdflieger war zwar eine wichtige Aufgabe, aber die meisten Piloten starteten zu Beobachtungs- und Aufklärungsflügen. Besonders in den ersten Kriegsjahren war die Gefahr, vom Boden aus beschossen zu werden, solange gering, wie die Flugzeuge nicht im Tiefflug über die Front flogen, weil es noch keine effektiven Flugabwehrkanonen gegen hoch fliegende Maschinen gab (siehe Köhler 1968: 292f., 310f.). Eine weitaus größere Gefahr drohte ihnen dagegen von gegnerischen Flugzeugen. Entgegen der glorifizierenden Vorstellung vom ritterlichen Kampf zwischen gegnerischen Piloten von Jagdflugzeugen griffen diese häufig Flugzeuge an, die, wenn sie nicht sogar unbewaffnet, so doch aufgrund der Wendigkeit der Maschinen und der Bewaffnung unterlegen waren. War es schon an sich schwierig, die Flugzeuge in die Luft zu bringen und mussten die Piloten routinierte habitualisierte Handlungsweisen entwickeln, um das Flugzeug überhaupt in der Luft zu halten, so verlangte der Luftkampf bzw. der Luftkrieg die Beherrschung weiterer Flugtechniken, um zum Beispiel verschiedene Flugfiguren fliegen zu können. Wie man dem von Richthofen verfassten und während des Krieges als Geheimsache geltenden »Reglement für Kampfflieger« entnehmen kann, sollten die Piloten keine Luftakrobaten, sondern »Draufgänger« (1917: 135) sein, die sich zugleich unbedingt den Anweisungen ihres Staffelführer, Geschwaderkommandeurs unterordneten. Die Piloten hatten besonders beim Geschwaderflug Disziplin zu wahren, da nur so der Kommandeur eine Übersicht über das Geschehen gewinnen und die Formation zu einem geschlossenen Angriff auf gegnerische Verbände führen konnte. Auf diese Weise sollte der gegnerische Verband aufgesprengt und in Einzelkämpfe verwickelt werden. In Richthofens Darlegungen zum Einzelkampf wird deutlich, dass es nicht darum ging, die »Kräfte« zu messen, auch formuliert er keine Regeln, die geeignet wären, den Gegner zu schonen. Es galt die Gegner möglichst überraschend anzugreifen, damit sie nicht die Flucht ergreifen bzw. nicht ihrerseits das Feuer eröffnen konnten. Ein Luftkampf sollte kein Duell sein, und sollte er zu einem werden, war dies allenfalls die Folge eines fehlgeschlagenen Überraschungsangriffs. Draufgänger sollten die Piloten sein, weil sie den Mut haben mussten, »an den Gegner bis auf nächste Nähe heranzugehen« (ebd.: 138) und ihn zu beschießen. Dabei kam es nicht auf Fairplay, sondern auf die Fähigkeit an, den Gegner ohne Rücksicht auf die eigenen Gefühle zu töten. Auf einer Entfernung, aus der der Pilot nicht

26 Und schon damals setzte sowohl das Fliegen, wie die Einsatzbereitschaft der Flugzeuge umfangreiches (technisches) Fachwissen voraus, weshalb der Anteil der Offiziere gegenüber den Unteroffizieren und vor allem gegenüber den Mannschaften bei den Luftstreitkräften im Verhältnis zu den Bodentruppen überproportional hoch war. Gegen Ende des Krieges betrug die Gesamtstärke der Feldverbände der Luftstreitkräfte 6100 Offiziere und 55000 Unteroffiziere und Mannschaften mit 4800 Flugzeugen (Köhler 1968: 297).

nur gut zielen, sondern auch gut sehen konnte, was er dem Gegner antat, musste er das Feuer eröffnen und durfte sich dabei weder von seiner eigenen Angst noch von Empathie für den Gegner behindern lassen. Einen anderen erfolgreichen deutschen Jagdflieger zitierend, lasse sich das Geheimnis des Abschießens in dem Satz zusammenfassen: »Ich gehe bis auf 50 m an den Feind von hinten heran, ziele sauber, dann fällt der Gegner.« (Ebd.)²⁷ Diese Nähe zum Gegner und seine Sichtbarkeit in und aus der Luft unterschieden im 1. Weltkrieg das Kriegsgeschehen erheblich von dem am Boden. Erst mit den in den folgenden Jahrzehnten entwickelten Flugzeugen und Waffen wuchs die Distanz der Piloten und der Crew zum Gegner und auch zur eigenen Gewaltausübung. Mit zunehmender Geschwindigkeit der Maschinen und der Ausstattung mit Bordwaffen, die Ziele auch aus großer Entfernung attackieren können, verschwanden die Menschen in den gegnerischen Flugzeugen aus dem Blickfeld, weil sie immer weniger unterscheidbar von den Maschinen wurden. Gleiches gilt auch für den Angriff auf Bodenziele. Am ehesten können von der Besatzung noch markante Bodenseen wie Fahrzeuge oder Gebäude ausgemacht werden, und selbst hiervon sehen sie mitunter nur noch deren Datenshatten.

Ob in der Luft oder am Boden, das Kriegsgeschehen und damit auch die Art und Weise, wie der Krieg erlebt wurde, wird seit der Industrialisierung entscheidend von den eingesetzten Maschinen bestimmt. Soldaten sitzen in Maschinen, arbeiten an ihnen, bedienen sie. Durch ihren Einsatz können sie sich im Raum mit ansonsten unerreichbarer Geschwindigkeit bewegen und sogar in ansonsten verschlossene Raumdimensionen vorstoßen. Und die Maschinen steigern ihre Fähigkeiten, zu zerstören und zu töten. Kriegsmaschinen wirken, auch wenn dies schwer zu quantifizieren ist, als ein Faszinosum auf die Soldaten, nicht zuletzt, weil ihnen durch die Bedienung der Maschinen Macht zufällt. Freilich, bevor sie von dieser Macht Gebrauch machen können, müssen sie die von den Konstrukteuren geschaffenen Merkmale berücksichtigen und entsprechend sachadäquat handeln, um die maschinellen Prozesse in Gang zu setzen und zu unterhalten.²⁸ Bei der Anwendung von Maschinen lässt sich darüber hinaus auch

27 Die viel zitierte Ritterlichkeit der Jagdflieger des 1. Weltkrieges beschränkte sich also bei genauer Betrachtung auf gefangen genommene und getötete gegnerische Piloten.

28 Mit dem »Konstruktionskunststück (wird) eine neue Entität, ein neuer Prozess in die Welt gesetzt, der den Menschen definitiv und in unerhörtem Ausmaß der Fremdbestimmung durch das von ihm Kreierte aussetzt.« (Popitz 1995: 32) Wie schon zahlreiche Berichte aus dem 1. Weltkrieg zeigen, bedeutet das allerdings nicht, dass sie die ihnen zufallende Macht nur so einsetzen, wie sich dies ihre Vorgesetzten vorstellen. Wenn beispielsweise mit Maschinengewehren »ständig aufs Geratewohl geschossen (wurde) – von Posten, die damit ihre Wut gegen den Krieg ausdrückten« (Ranke-Graves 1959: 161), dann galt dies als Munitionsverschwendung, die die Position der

der gegenteilige Effekt beobachten. Was als ein Zuwachs von Handlungsmacht erlebt werden kann, schlägt beim Versagen der Technik in das Gefühl des Ausgeliefertseins um. Dies gilt erst recht, wenn sie selber der maschinellen Waffenwirkung ausgesetzt sind. Die Kräfte, die nun nicht vom Soldaten als Subjekt kontrolliert werden, dementieren seine Souveränität und drohen ihn zu überwältigen. Ohnmachtserfahrungen gehören deshalb zu den zentralen Momenten des Kriegserlebnisses von Soldaten im industrialisierten Kriegsgeschehen. Die Konfrontation mit maschineller Kriegstechnologie verstärkt den Eindruck, eingespannt zu sein in eine umfassende Maschinerie mit technischen wie sozialen Komponenten, »Rädchen« einer Maschine zu sein, deren Prozesse durch eigene Entscheidungen und Handlungen nicht beeinflusst werden können.

Zwischen dem, was die einzelnen Soldaten an den Maschinen tun und den Folgen ihres Handelns besteht ein, mit Anders gesprochen, »prometheisches Gefälle«. Anders bezeichnet damit den Abstand zwischen den Fähigkeiten des Menschen und seiner Produktwelt, der sich durch A-Synchronisiertheit auszeichne (Anders Bd. 1, 1956: 16). »Machen können wir zwar die Wasserstoffbombe; uns aber die Konsequenzen des Selbstgemachten auszumalen, reichen wir nicht hin. – Und auf gleiche Weise humpelt unser Fühlen unserem Tun nach: Zerbomben können wir zwar Hunderttausende; sie aber beweinen oder bereuen nicht.« (Ebd.: 17) Begünstigt wird die Diskrepanz zwischen dem eigenen Handeln und dem moralischen Empfinden durch die meist große Distanz zwischen dem Ort des Handelns und der Stelle, an dem die Folgen des Tun zu spüren sind, sowie auch die Einbettung der Handlungsvollzüge in einen komplexen, arbeitsteiligen Prozess. Das »prometheische Gefälle« macht sich aber »nicht nur« defizitär auf der Ebene des moralischen Empfindens bemerkbar. Es bildet auch die Basis für eine spezifische Wahrnehmung des an den menschlichen Leib gebundenen Leistungsvermögens. Während Maschinen durch technische Innovationen permanent für weitere Leistungssteigerungen optimiert werden können (siehe auch Popitz 1995: 29), zeige sich der Leib gegenüber solchen Optimierungsversuchen als »stur«, weil »morphologisch konstant« (ebd.: 33). »Die »Sturheit« seines Leibes macht den Menschen zum Saboteur seiner eigenen Leistungen. [...] Gemessen an seinen Aufgaben, belehrt ein amerikanischer Luftwaffen-Instruktor seine Kadetten, sei der Mensch, wie die Natur ihn nun einmal hervorgebracht habe, eine »faulty construction«, eine Fehlkonstruktion.« (Anders Bd. 1, 1956: 31f.) Ob diese Aussage ernsthaft oder als Scherz gemeint war, sie stehe für die weit verbreitete Scham gegenüber den perfekter werdenden Produkten. Nicht der Mensch, sondern das von ihm Kreierte werde zum Maßstab aller Dinge. Nur aus dieser Perspektive könne der unkonstruierte

Leib als »Schlechtkonstruiertes« (ebd.: 32) erscheinen (siehe hierzu auch Föhler 2003: 157f.).

Die Defizitliste des Leibes ist lang und umfassend. Um dies kurz am Beispiel des Fliegens zu veranschaulichen: Der menschliche Leib verfügt nicht nur über keine Flügel, er ist obendrein ein Hindernis für technisch mögliche Leistungssteigerungen der Maschine Flugzeug. Bereits in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hielten Flugzeugkonstruktionen den bei schneller Beschleunigung und Richtungswechsel auftretenden Kräften eher stand als die Leiber der Besatzungen, die aufgrund des auf ihnen lastenden Druckes erhebliche Probleme mit der Atmung und der Durchblutung ihres Körpers hatten.

Allgemein lässt sich formulieren, dass der Leib gemessen an Maschinen als zu wenig widerstands- und belastungsfähig gilt.²⁹ Sein Sensorium kann eine Vielzahl technisch abtastbarer Umgebungsqualitäten, wie die Infrarotstrahlung, unzureichend oder wie im Falle radioaktiver Emissionen gar nicht erfassen. Seine visuellen Fähigkeiten sowie der Geruchssinn gelten ebenfalls als zu unempfindlich. Andererseits reagieren die Individuen bereits auf diese »eingeschränkten« Sinneseindrücke häufig allzu empfindlich. Die Individuen sehen sich nicht den an sie gestellten Anforderungen gewachsen, sind überfordert, weichen von den Planungen ab und verändern ihre Einstellungen. Ihre Fähigkeit, situativ zu handeln, also nicht nur zu funktionieren, wird dann zur Fehlerquelle. Es entsteht der Eindruck, dass ihre Verwendung im Zusammenhang mit den perfektionierten Maschinen »eigentlich unangemessen ist« (Anders Bd. 1, 1956: 327).

Schon Ende der 60er Jahre wurde die Prognose getroffen, dass der Einsatz von Menschen in Kampfhandlungen überflüssig werde. »Der Mensch«, so Thring, »wird in der Schlacht seinen Wert verlieren; für die Systemplanung werden Menschen vielmehr schwere Komplikationen mit sich bringen, da sie das System mit ihrem Volumen, ihrem Gewicht und ihrer Verwundbarkeit belasten.« (1969: 188) Bei der Entwicklung neuer Kriegstechnologie werde man auf Automaten setzen. Soldaten würden durch Roboter ersetzt, die

»keine Angstgefühle kennen und einen Selbsterhaltungstrieb nur in dem Ausmaß, in dem ihm sein Konstrukteur Reflexe dieser Art eingebaut hat, um die Maschine vor Schaden zu bewahren. Der Roboter kann viel rascher und genauer als ein Mensch eine vorher festgelegte Handlung seinen Anweisungen gemäß durchführen, wenn es die äußere Situation erfordert.« (Ebd.: 177)

Soldatische Subjektivität wird in dieser Prognose gleich in mehreren Dimensionen als defizitär für das Kriegsgeschehen der Gegenwart wie der

29 Dies kommt auch in der Differenzierung zwischen so genannten harten Zielen (Gebäude, Panzer) und weichen Zielen zum Ausdruck. Als das weichste, also das verletzlichste Ziel, gilt der menschliche Körper.

Zukunft qualifiziert. Sie sei unzureichend, störend und belastend. Aber nicht nur, weil Roboter bald entschieden schneller Befehle ausführen könnten, sondern auch weil Maschinen grundsätzlich nur das tun, was man ihnen befiehlt. Menschen widersetzten sich nicht nur bewusst den erteilten Anweisungen, sondern auch, weil sie durch ihre Angst und ihre Orientierung, das Kriegsgeschehen (unverletzt) zu überleben, unbewusst an der Umsetzung der Befehle gehindert werden. Kurz: Soldatische Subjektivität sei ein Hindernis bei der weiteren Steigerung der Destruktionskräfte und damit ein Auslaufmodell, das durch artifizielle Intelligenz ersetzt werde.

7.3.2. Persönlichkeitsveränderungen und psychosomatische Reaktionen auf das Kriegsgeschehen

Schon gleich nach Beginn des 1. Weltkrieges wurden die Ärzte mit einem Phänomen konfrontiert, das sie in seinem Ausmaß und seiner Intensität überraschte (Ulrich 2004: 654). Viele Soldaten litten unter Weinkrämpfen sowie unter Erbrechen, und die Ärzte beobachteten bei ihnen »Zittern, Schwäche der Beine, Heulen und Lachen in wildem Durcheinander« (zitiert nach Riedesser/Verderber 2004: 23). Andere Soldaten »wurden im Trommelfeuer apathisch oder schliefen einfach ein.« (Ebd.) Auf physiologische oder auf neurologische Verletzungen konnten die Ärzte diese Symptome nicht zurückführen, aber an der Front konnten die Soldaten zumindest zeitweise nicht mehr eingesetzt werden. Dass viele Soldaten psychosomatisch auf das Kriegsgeschehen reagieren, ist kein singuläres Phänomen, das auf die besonderen Bedingungen des 1. Weltkrieges zurückgeführt werden kann. Es wurde vielmehr seitdem stets von Neuem bei Soldaten beobachtet, die zuvor dem unmittelbaren Kampfgeschehen ausgesetzt waren.

Zerstören, verletzen, töten, aber auch verletzt werden und den Tod anderer Menschen erleben, ergreift die Akteure affektiv und emotional. Im Krieg leiden die Akteure meist unter Durst und Hunger, sie sind häufig müde und erschöpft, geraten in Phasen der Wut und müssen vor allem mit ihrer Furcht zurecht kommen, die sie vor Verletzungen und dem eigenen Sterben, aber auch vor dem (weiteren) Verlust von sozialen Beziehungen haben. Welche affektiven und emotionalen Reaktionen die Akteure entwickeln und wie sie sie bewältigen, lässt sich schwer vorhersagen, weil bereits die Wahrnehmung der Situation von individuell variablen Faktoren abhängt. Wenn ein Akteur beispielsweise bei der Bewältigung der Situation auf geeignete Erfahrungen zurückgreifen kann, stellt sich für ihn die gleiche Situation anders dar, als wenn er von ihr überrascht wird. Aber auch die aktuelle physische wie psychische Verfassung des Individuums beeinflusst entscheidend seine Handlungsmöglichkeiten und damit, ob es der Situation hilflos oder handlungsmächtig gegenübersteht. Ob die Subjekte auf das Erlebte mit einem psychischen Trauma reagieren und welche

Verlaufsform das Trauma hat, lässt sich aus dem gleichen Grund nicht mit einer ähnlichen Sicherheit vorhersagen, wie dies bei Verletzungen der Physis möglich ist. Psychische Traumata haben keinen überindividuell voraussagbaren Schädigungs- und Heilungsverlauf.

Die Ausübung und das Erleben von Gewalt und Tod beeinflusst die Persönlichkeit der Akteure. »Mythen, Religionen, später auch Literatur und Philosophie sind voll von Auseinandersetzung mit Leiden und Tod und dem Eindruck, der Prägewirkung, den diese bei den betroffenen Menschen hinterlässt.« (Fischer/Riedesser 1999: 29) Dass diese Prägewirkung wahrlich kein neues Phänomen ist, zeigt auch die instruktive Studie Shays, der es gelingt, die Wirkung von Kampfeinsätzen in Vietnam auf US-Soldaten anhand Homers Ilias erhellend zu beleuchten. Die Geschichte der Figur des Achill dient Shay als Folie zum Verständnis der Genese und der Symptome eines bestimmten Typus von Kriegstrauma. Dieses Trauma verwandelt disziplinierte Krieger bzw. Soldaten, die ihre Affekte und Emotionen kontrollieren können, in Berserker, die in den Zustand äußerster Wut verfallen und deren Taten sich durch hemmungs- und schrankenlose Gewalttätigkeit auszeichnen. Es lassen sich allerdings auch Unterschiede zwischen der Sichtweise Homers auf Achills Taten und der von Shay behandelten Vietnamveteranen ausmachen. Homer bezeichnet »Achills Wüten als ›schändlichen Frevel‹« (Shay 1998: 120), da er in seiner Wut gegen die herrschenden Normen verstößt, die für den Umgang mit Getöteten galten. Obendrein überwindet Achill seine Traumatisierung, findet also wieder aus dem Zustand des Berserkertums heraus. Bei Shays Vietnamveteranen hält dagegen die Prägewirkung des Traumas an, sie kehren mit einer veränderten, als pathologisch gewerteten, Persönlichkeitsstruktur aus dem Krieg zurück unter der sie, aber auch andere leiden (werden).

Die Gefahr, dass eine Persönlichkeit nachhaltig von den Kriegserlebnissen erschüttert wird, ist mit der Ex- und Intensivierung des Kriegsgeschehens gewachsen. Die Wahrscheinlichkeit wiederum, dass Persönlichkeitsveränderungen aufgrund von Kriegserlebnissen als pathologisch eingestuft werden, hängt entscheidend davon ab, ob die Soldaten in eine zivile soziale Welt zurückkehren müssen, in der andere Normen vorherrschen als beim Militär und im Krieg und ob der Habitus, den sich die Soldaten im Krieg angeeignet haben, in einem konflikthaften Verhältnis zu den Umgangs- und Verkehrsformen steht, die in der zivilen Gesellschaft gelten. Umso mehr und je länger die Soldaten im Zuge ihres Kriegseinsatzes quasi zu Angehörigen einer eigenständigen sozialen Welt werden, deren Normen und alltäglichen Handlungsrouinen im Widerspruch zu denen der zivilen Gesellschaft stehen, je größer die Kluft zwischen der Person, die ein Soldat vor seinem Kriegseinsatz war, und der Person, die sie aufgrund ihrer Erlebnisse und Erfahrungen wurde, umso schwerer wird sich diese Person den Verhältnissen in der zivilen Gesellschaft (wieder)

anpassen können, umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass diese Persönlichkeitsveränderungen als pathologisch eingestuft werden. Anders ausgedrückt: Besonders in solchen modernen Krieg führenden Gesellschaften werden zahlreiche kriegsbedingte Persönlichkeitsveränderungen als pathologisch eingestuft, die trotz des Krieges einen sozialen Alltag beibehalten, der vom Kampfesgeschehen weitgehend unbeeindruckt bleibt und in dem militärische Normen und der vom Kriegseinsatz geprägte Habitus wenig Anerkennung erfahren.

Wie sehr es vom sozialen Umfeld abhängt, ob eine Persönlichkeitsveränderung als krankhaft eingestuft wird, zeigt sich besonders prägnant bei Soldaten, die zum Berserkertum neigen.³⁰ Berserker zeichnen sich durch ein Verhalten und Handeln aus, das keine Zurückhaltung beim Ausagieren ihrer Aggression gegenüber den Objekten ihrer Wut, aber auch gegenüber sich selber und gegenüber Dritten mehr kennt. Sie schränken ihre sozialen Beziehungen zu den Angehörigen der eigenen Kriegspartei auf ein Minimum ein und fühlen sich von »aller menschlichen Verbundenheit abgeschnitten.« (Shay 1998: 130) Die Symptome traumatischer Reaktionen auf Kriegserlebnisse sind keine Verrücktheiten, sondern können als ein Versuch interpretiert werden, sich dem Erlebten anzupassen und es zu bewältigen. Dies gilt auch für die Ausbildung der Berserkerwut, die unter den Bedingungen des Dschungelkrieges in Vietnam zumindest manchmal sogar eine optimale mentale Anpassung an das Kriegsgeschehen bedeutete, weil sie eine extreme physiologische Einsatzbereitschaft erzeugte – eine reduzierte Schmerzempfindlichkeit, das Schlafbedürfnis verringerte und alle Sinneswahrnehmungen enorm sensibilisierte – und dadurch die Überlebensfähigkeit der Soldaten stark erhöhte. Wenngleich berserkerhaft agierende Soldaten sich nur eingeschränkt unter ein Kommando stellen lassen und deshalb lediglich für Kampfeinsätze geeignet sind, in denen ihre Gewalttätigkeit gefragt ist, kann im Krieg ein Verhalten und Handeln, das durch berserkerhafte Wut geprägt wird, als angemessen und sogar als heldenhaft eingestuft werden.³¹

30 Zur Ätiologie dieser Persönlichkeitsveränderung siehe Shay (1998: 120f.) und zusammenfassend Fischer/Riedesser (1999: 30).

31 Eine bedeutsame Differenz bei der Auslösung der Berserkerwut zwischen der Ilias und den Berichten der Vietnamveteranen sieht Shay darin, dass niemand in der Ilias die Krieger dazu drängte Rache am Gegner zu nehmen, während nach den Berichten der Veteranen das Rachenehmen zu den Motivierungstechniken einiger Vorgesetzter zählte (1998: 124). Auch in diesem Zusammenhang ist auf die Bedeutung unterschiedlicher Normenwelten hinzuweisen: Im antiken Griechenland wurde auch jenseits des Schlachtfeldes das Töten als Rache ausdrücklich gebilligt. Zumindest in den westlichen Industriestaaten wird heute »Blutrache« als Mord verurteilt (ebd.: 125). Deshalb konnten bei den Soldaten nach ihren Taten Schuldgefühle entstehen, die einem griechischen Krieger unbekannt waren.

Dass viele Veteranen ihre im Krieg erworbenen Verhaltensmuster, die fortan ihre Persönlichkeit prägen, nicht oder nur schwer wieder ablegen und auch dann nicht moderieren können, wenn sie ihren sozialen Alltag nicht bewältigen, führt Shay darauf zurück, dass die Kriegsergebnisse neben der psychischen Verfassung auch physiologische Prozesse verändert haben. Die Kriegsergebnisse fügten, so Shay, den Individuen schwerste psychologische und psycho-physiologische Verletzungen zu, die zu »lebenslänglichen physiologischen und emotionalen Schäden« (1998: 146) führten. Die Soldaten, die mitunter überrascht waren, dass sie ihren Kampfeinsatz überlebt hatten, litten an ihren auch für sie feststellbaren unangemessenen Reaktionen in alltäglichen Situationen im Zivilleben (ebd.: 230f.), die sich beispielsweise in ihrem Unvermögen ausdrückte, ihre Erinnerungen an Kampfsituationen zu kontrollieren. Sie nehmen deshalb auch alltägliche Situationen in der Zivilgesellschaft als hoch bedrohlich wahr. »Die alltägliche Erfahrung der Beherrschung mentaler Prozesse fehlt demjenigen, der ein schweres Kampftrauma überlebt hat.« (Ebd.: 230)³² Dass ehemalige Kriegsteilnehmer auf ihre Verlust- und Entgrenzungserfahrungen fixiert bleiben, obwohl ihnen die gestörte, wenn nicht gar zerstörte normative und die emotionale Bindung an die zivile Welt auffällt, zeigt an, dass die Kriegserlebnisse ihr Handlungspotential als Subjekt eingeschränkt hat. Aber auch Soldaten, bei denen sich das Erlebte nicht in traumatischen Symptomen niederschlägt, haben im Zivilleben, also in der Familie, unter Freunden und am Arbeitsplatz mit den im Kampf verfestigten Haltungen – möglichst geringe Empathie zu zeigen, Intimitäten zu scheuen und die »Erotisierung der Gewalt« (Shatan 1983: 226) – häufig ein Handicap. In der Literatur wird dieses Handicap der in den Krieg ausgezogenen Soldaten meist unter der Thematik einer Heimkehr als Fremder angesprochen. Ob im Falle der Vietnam-Veteranen sie als Folge ihrer Schwierigkeiten sich zu reintegrieren eher zum Suizid neigen als gleichaltrige US-Bürger ist zwar umstritten (Shay 1998: 244), festzustehen scheint dagegen der Befund zu sein, dass sie mehr Gewalttaten begehen. Erhoben wurde dieser Befund im Rahmen einer Studie, die Ende der 80er Jahre vom US-Kongress Auftrag gegeben wurde. »Der Anteil der Veteranen, die berichteten, im Durchschnitt mehr als eine Gewalttat *im Monat* zu begehen, war beinahe fünfmal so hoch wie unter der entsprechenden Vergleichsgruppe von Zivilisten, die nicht in Vietnam waren.« (Ebd.: 146)

Dass Gewalttaten ehemaliger Soldaten signifikant die Zahl der Gewaltverbrechen in einer Nachkriegsgesellschaft noch oben schnellen lassen, ist aber kein verallgemeinerungsfähiger Befund. Für die deutschen Kriegsteilnehmer des 2. Weltkrieges liegen keine ähnlichen Untersuchun-

32 Dieses Phänomen wird in der Literatur auch als Wahrnehmungsdissonanz und genauer noch als flash back bezeichnet. Über Studien, die die Prozesse in den zentralnervösen Strukturen untersuchen, die diesem Phänomen zugrunde liegen, informiert Fischer/Riedesser (1999: 88f.).

gen vor. Es wäre in diesem Fall im Übrigen auch schwierig, eine Vergleichsgruppe mit Nicht-Kriegsteilnehmern zu finden. Zugleich zeigt das Beispiel des Nationalsozialismus, dessen Kader und erste Anhänger sich aus ehemaligen Soldaten des 1. Weltkrieges rekrutierten, dass sich die Prägung des Krieges auf die soldatischen Subjekte auch in einer politischen Bewegung ausdrücken kann.

Die Prägung von Kampfhandlungen auf die Persönlichkeit der Soldaten und auf die Gesellschaft ist vermutlich noch für den Vietnamkrieg am besten untersucht worden. Es war, und man kann wohl auch sagen, es sind, nicht die langfristigen Folgen des Kampfeinsatzes auf die Soldaten, die die Aufmerksamkeit des öffentlichen Interesses an den psychosomatischen Reaktionen auf das Kriegsgeschehen auf sich ziehen. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich vielmehr auf solche psychosomatischen Reaktionen, die während eines Krieges die Einsatzfähigkeit der Soldaten herabsetzen.

Psychosomatische Reaktionen auf Gefechtssituationen hat es auch für die Zeit vor dem 1. Weltkrieg gegeben. So berichten Zeitzeugen des 18. Jahrhunderts, dass Soldaten im Verlauf von Gefechten akute Schreck- und Panikreaktionen zeigten, die sie unter anderen als Kanonenfieber bezeichneten.³³ Während die Fähigkeit, die eigene Furcht zu kontrollieren und den Gegner trotz aller Gefahren mit größter Entschlossenheit anzugreifen, als Tapferkeit honoriert wurde, galten Angst-, Schreck- und Panikreaktionen als momentane Schwächen, die meist eine Flucht auslösten bzw. eine Niederlage im Kampf besiegelten. Sie galten zugleich als eine vorübergehende Erscheinung, der man in Zukunft durch eine erhöhte Willensanstrengung, möglicherweise auch durch verschärfte Disziplinierung vorbeugen konnte. Deshalb waren sie vor dem 1. Weltkrieg kein Thema für die Medizin. Der »Sanitätsbericht über die deutschen Heere« im Deutsch-Französischen Krieg (1870-71) enthält, laut Karl Bonhoeffer (1868-1948) zwar ein Kapitel »Kriegspsychosen«, doch wurden damals nur 316 Soldaten »wegen nachweislicher Geistesstörung in Lazaretten aufgenommen« (Bonhoeffer 1922: 1). Bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn sollten 1914 tausende Soldaten mit den unterschiedlichsten physischen Ausfallserscheinungen (z.B. einzelner Gliedmaßen, des Sprachvermögens und Gehörsinn) bzw. Störungen (Zittern, Erbrechen, ...) in die Lazarette eingeliefert werden.³⁴

33 Ein Überblick über solche Zeitzeugenberichte ist bei Möbius zu finden (2001: 81f.).

34 Für die Zeit vor dem 1. Weltkrieg findet Gabriel einige Berichte, denen zu Folge Soldaten darüber klagten, dass ihre Gliedmaßen vorübergehend paralytisch waren (1988: 16), und noch häufiger Hinweise auf »nostalgia«. »Nostalgia is a cluster of symptoms marked by excessive physical fatigue, an inability to concentrate, an unwillingness to eat or drink leading at times to anorexia, a feeling of isolation und total frustration leading to a general inability to function in a military environment.« (Ebd.: 15)

»Allein für Deutschland wird nach vorsichtigen Schätzungen von mindestens 200.000 Kriegsneurotikern ausgegangen.« (Ulrich: 2004)

Das militärische Interesse, die betroffenen Soldaten möglichst schnell wieder verwendungsfähig zu machen, schlug in Deutschland im 1. Weltkrieg auf die ätiologischen Annahmen sowie auf die Ausgestaltung der Therapie durch. In den ersten Kriegsmonaten erfuhren die »Kriegszitterer« noch eine schonende Behandlung. Sie wurden vom Dienst befreit und sollten sich fern von der Front zum Beispiel bei Wasserkuren erholen. Begründet werden konnte eine solche Behandlung mit Hinweis auf die Neuropsychiatrie Hermann Oppenheims (1858-1919), der psychologische Gründe für die Symptome verwarf. Die Symptome würden von den Erschütterungen der Granatenexplosionen verursacht, so die zentrale These, die auf molekularer Ebene das Gehirn schädigten. Diese im Kern mechanische Begründung der Symptome hatte nicht nur den Nachteil, dass auf molekularer Ebene kein Nachweis möglich war, sie konnte obendrein unter anderen auch nicht erklären, weshalb viele Soldaten ihre Symptome häufig erst mit zeitlichem Abstand zu ihrem Fronteinsatz ausbildeten. Doch diese Mängel sollten nicht dafür verantwortlich sein, dass diese Erklärungsansätze offiziell auf einer »Kriegstagung« im September 1916, an der die führenden Psychiater und Nervenärzte zusammenkamen, verworfen wurde. Der entscheidende Vorteil der fortan vorherrschenden Ätiologie war, dass sie, wie von den Militärs verlangt, einen schnellen Behandlungserfolg in Aussicht stellte. Es galt, die Soldaten möglichst schnell symptomfrei wieder als kriegsverwendungsfähig an die Front zu entlassen. Dem nicht genug bot sie obendrein den Vorteil, dass die Symptombildung weitgehend von den Kriegseignissen abgelöst wurde und deshalb half, eventuelle Renten- bzw. Schadensansprüche abzuwehren, falls sich doch kein Therapieerfolg einstellen sollte.

Zentrales Element der nun vorherrschenden Ätiologie war die Auffassung, die Symptome würden im Grunde nicht vom Kriegsgeschehen verursacht. Das an der Front Erlebte spiele allenfalls eine untergeordnete Rolle bei der Ausbildung der Symptome. Verantwortlich für die psychosomatischen Reaktionen der betroffenen Soldaten sei ihre psychophysische Struktur. Wenn die Fronterlebnisse die Soldaten erzittern, verstummen oder gelähmt sein ließen, sei dies ein Ausdruck ihrer Willensschwäche gegenüber ihren Affekten und Emotionen. Entweder seien die Soldaten aufgrund ihrer psychophysischen Struktur für die Reaktionsbildung prädispositioniert oder aufgrund ihrer Herkunft aus einer bestimmten Region, als Angehörige einer sozialen Klasse oder sogar Rasse konstitutionell nicht in der Lage, den Belastungen an der Front standzuhalten. Die ganze Wucht dieser Argumentation sollte insbesondere die Mannschaften und Unteroffiziere treffen. Wenngleich auch Offiziere unter den gleichen Symptomen litten, so durften sie eher hoffen, vom Arzt eine Neurasthenie, eine nervöse Erschöpfung, bescheinigt zu bekommen. Sie hatten die größte soziale

Chance, als »von Haus aus gesunde Menschen« (Gaupp 1922: 85) anerkannt zu werden, die in diesem Zustand durch »seelische Überanstrengung, übermäßige Verantwortung, Überspannung des Willens unter Nichtbeachtung aller Mahnungen der Müdigkeit und subjektiven Abspannung« (ebd.: 89) gerieten.³⁵ Für alle anderen Betroffenen wurde ein Set unterschiedlicher Annahmen aufgeboten, die sie aber stets stigmatisierend und abfällig bewertete. Ihnen wurden angeborene, konstitutionelle Nervosität und Psychopathien (ebd.: 85) bescheinigt, deren Vorkommen zwischen Nationen, Rassen, Regionen oder Klassen unterschiedlich verteilt seien.³⁶ So wurde den Kriegsfreiwilligen neben einer schwächlichen körperlichen Konstitution »seelische Unausgeglichenheit« attestiert (Bonhoeffer 1922: 26). Neben den »schwächlichen Naturen« (Binswanger 1922: 45), die sich unter anderen durch Alkoholkonsum weiter geschwächt hatten, waren es besonders die »Psychopathen«, die die Psychiater geradezu in Wut versetzten. Sie seien »psychisch-infektiöses Material«, das die Disziplin und den Kampfwillen der Geschwächten zersetzt hätte (Bonhoeffer 1922: 10).³⁷

Diese abwertende Sichtweise auf die betroffenen Soldaten, deren Reaktionen auf das Kampfgeschehen als anormal eingestuft wurde, prägte den methodischen Ansatz der Behandlungen, die sich durch »ausgesuchte Brutalität« (Ulrich 2004: 655) auszeichneten. Schonende und zeitintensive Therapien wurden als Belohnungen für ihre Willensschwäche interpretiert. Die Behandlungen, die die Soldaten stattdessen erfahren sollten, wiesen manipulative Elemente auf, beinhalteten meist die Anwendung von gegen den Leib gerichteter Gewalt und hatten einen strafenden Charakter. Durch schmerzhaftes Stromschläge, Hungerkuren, Dauerbäder, Scheinoperationen sowie »Gewaltexerzieren«, um nur einige Methoden anzuführen (siehe hierzu ausführlich Riedesser/Verderber 2004: 48f.), sollten den Soldaten ihre Symptome ausgetrieben und ihr Wille gestärkt werden, wieder an die Front zu gehen. Erklärtes Ziel der Behandlungsmethoden war, ihnen jeglichen »Krankheitsgewinn« für die Symptombildung zu nehmen, der bei den

35 Die gängige Praxis, Offizieren Neurasthenie, Ischias, Neuralgie zu diagnostizieren charakterisierte Ernst Simmel (1882-1947) als kameradschaftliche »Gefälligkeitsdiagnosen« unter Standesangehörigen (1918: 24). Sie blieben damit auch von den aggressiven Behandlungsmethoden verschont.

36 So meint Robert Gaupp (1870-1953): »Polen und Juden schienen mir leichter zu erkranken als Deutsche; Rheinländer häufiger als Pommern; Soldaten häufiger und auffälliger als Offiziere.« (1922: 70)

37 Ein besonders wüstes Konglomerat von Zuschreibungen ist bei Otto Binswanger (1852-1929) zu finden: Sie gehörten zu den Kriegshysterikern, die »in die Kriegssphäre überhaupt nicht hineinpassten, die ausgesprochenen Neuropathen und Neuroastheniker, die Psycho- oder Hysteropathen, die debilen und ausgeprägt Schwachsinnigen, die degenerativen Konstituierten einschließlich der asozial Entgleisten und der Kriminellen (neuro-resp. psychopathische Naturen).« (1922: 45)

Soldaten auf den »pathogene[n] Einfluss der Selbsterhaltungswünsche« (Bonhoeffer 1922: 29) zurückgeführt wurde.³⁸

Auch wenn die Ärzte es in ihrem nach dem Krieg verfassten Erfahrungsberichten nicht offen zugaben, blieben die Erfolge ihrer »Therapien« weit hinter den Erwartungen zurück. Zwar bewegten Soldaten, deren Arme und Beine gelähmt waren, ihre Glieder wieder, nachdem sie mit Elektroschocks traktiert wurden, aber solche schnellen Erfolge waren meist nicht von Dauer, und auch langwierige und mit verschiedenen Methoden kombinierte Behandlungen führten häufig nicht zum Ziel. Die Soldaten waren anschließend meist lediglich als »garnisonsdienstfähig« entlassen. Auch die abschreckende Wirkung gegen »Simulanten und Aggravanten« (zitiert nach Riedesser/Verderber 2004: 71) blieb aus. »Die Zahl der »Kriegsneurotiker« schwoll trotz der vereinten Bemühungen von Neuropsychiatrie und militärischer Führung in einem für diese besorgniserregenden Maße an [...]«.« In den Heimatlazaretten gab es obendrein, wie ein Psychiater nach dem Krieg schrieb, »für den Nachdruck und die Schärfe doch eine gewisse Grenze. Die Überschreitung desselben beschwor die Gefahr der Meuterei, der Revolution im Lazarett.« (Ebd.) Die ausbleibenden Behandlungserfolge drückten sich noch am deutlichsten aus, wenn die Ärzte auf »sichere Simulanten, demente Psychopathen, Individuen mit bewusster Willenssperrung und bewusst Gesundheitstrotzige« (Nonne 1922: 112) zu sprechen kamen, also denjenigen, die ihrer Behandlung widerstanden. Ihre Wortwahl zeigt, dass sie diese Patienten als ihre Feinde betrachteten, mit denen man sie beschwert habe. Anstatt dass im Sinne einer

»Darwischen Zuchtwahl« bei diesen »körperlich und geistig Minderwertigen, Nutzlosen und Schädlinge [...] bei dieser Gelegenheit [den Krieg, d.A.] eine gründliche Katharsis stattgefunden hätte, die zudem durch den Glorienschein des Heldentodes, die an der Volkskraft zehrenden Parasiten verklärt hätte«, habe man sie »konserviert« (ebd.).

Im Zuge psychiatrischer Behandlungen kam in Deutschland eine unbekannte Zahl von Soldaten um. Todesfälle wurde von den Ärzten im Zusammenhang mit der Verabreichung von Elektroschocks eingestanden (Riedesser/Verderber 2004: 63f.). Gleichzeitig muss man allerdings feststellen, dass es auch Ärzte gab, die mehr Verständnis für die Leiden ihrer

38 Dieses Argumentationsmuster wurde von Psychiatern bereits vor dem 1. Weltkrieg im Zusammenhang mit Arbeits- und Verkehrsunfällen entwickelt und im Krieg dann radikalisiert. Die Symptome der Unfallopfer seien von der Vorstellung ausgelöst worden, Schadensersatz für das Erlittene zu erhalten (siehe Fischer-Homberger 1975: 128f.). Diagnostisch bot diese Argumentation den Vorteil, dass zwischen einer Simulation der Symptome und eines tatsächlichen Kontrollverlusts beispielsweise über die Stimme, nicht unterschieden werden musste, weil im jeden Fall die »krankhaft verkehrte Willensrichtung« (Nonne 1922: 116) gebrochen werden musste.

Patienten zeigten als die oben zitierten Psychiater.³⁹ Da in Deutschland der Psychiatrie bei der Begutachtung von Soldaten, denen vorgeworfen wurde, Befehle bzw. den Dienst verweigert zu haben, eine wichtige Rolle zukam, schützte obendrein in vielen Fällen die Psychiatrisierung die Angeklagten vor hohen Haftstrafen bzw. einem Todesurteil. Die Gefahr, mit den gleichen Symptomen vor ein Militärgericht gestellt und zum Tode verurteilt zu werden, war deshalb in anderen Ländern größer als in Deutschland.⁴⁰ Im 2. Weltkrieg sollte sich diese Praxis nicht wiederholen. Die Ätiologie und auch die Methodik der Behandlung der Neuropsychiater sollten vor allem im Heer wieder den Umgang mit psychosomatischen Reaktionen bestimmen, ihre nun verstärkt rassenhygienisch ausgerichteten Gutachten schützten die Soldaten weder vor einer Bestrafung noch vor Todesurteilen. Sofern Soldaten als dienstunfähig begutachtet wurden, stieg für sie nun die Gefahr, dass sie »Konzentrationslagern und Heil- und Pflgeanstalten übergeben (wurden). In beiden Einrichtungen konnten sie von der T4-Aktion erfasst werden, so dass einige Kriegsneurotiker in Vernichtungsanstalten getötet wurden.« (Blaßneck 2000: 88)⁴¹

Auch in anderen Armeen gingen die Militärpsychiater im 1. Weltkrieg von ähnlichen ätiologischen Annahmen aus wie die deutschen Nervenärzte. So interpretierten die US-amerikanischen Militärärzte anfangs die psychosomatischen Reaktionen als Folge einer Hirnschädigung, um anschließend davon auszugehen, dass meistens im emotionalen Bereich die Gründe für die Ausbildung der Symptomatik liegen. Auch wenn sie auf Elektroschocks und Hypnose als Behandlungsmittel verzichteten und befanden, dass die meisten Symptome verschwanden, wenn die Soldaten im frontna-

39 Als Gruppe traten am Ende des Krieges vor allem die Psychoanalytiker öffentlich hervor, die mit einer anderen Ätiologie und anderen Behandlungsansätzen die Kriegsneurotiker behandelten und als Konkurrenten der Neuropsychiater auftraten; siehe hierzu Reichmayr (1983), Bröckling (1997: 221f.).

40 Trotz schlechter Forschungslage zur Militärjustiz in Deutschland für die Zeit des 1. Weltkrieges, scheint dies die vergleichsweise geringe Zahl der verhängten Todesurteile in Deutschland anzudeuten. In der deutschen Armee wurden 150 Todesurteile ausgesprochen und 48 Soldaten wurden hingerichtet« (Riedesser/Verderber 2004: 175). Britische Kriegsgerichte verhängten »3000 Todesurteile – in der Regel wegen Desertion, Befehlsverweigerung oder Feigheit vor dem Feind. 346 dieser Todesurteile wurden vollstreckt« (Ulrich 1992b: 182) Nach dem Krieg setzte in England eine kritische Auseinandersetzung zum Verhältnis Shell-Shock, Wille und Todesstrafe ein, die dazu führte, dass im 2. Weltkrieg in den britischen Streitkräften kein einziger Soldat wegen »Feigheit vor dem Feind« hingerichtet wurde (ebd.: 183). Einen Überblick über die Rechtsprechung im 2. Weltkrieg bei den deutschen Streitkräften sowie den Alliierten ist bei Messerschmidt (2005: 170f.) zu finden.

41 Nachdem Karl-Heinz Roth in den 80er Jahren auf die Behandlung von »Kriegsneurotikern« im Dritten Reich aufmerksam machte, wird das Thema heute in einer ganzen Reihe von Publikationen behandelt. Stellvertretend für andere sei hier auf Riedesser/Verderber 2004 (101f.), Blaßneck (2000), Bröckling (1997: 261f.) und Müller (2001) hingewiesen.

hen Bereich einige Ruhetage und Essen erhielten, gingen sie von einer Prädisposition der Soldaten aus, von der abhing, ob ein Soldat psychisch zusammenbrach. Dieser Annahme Rechnung tragend, unterzogen die US-Streitkräfte im 2. Weltkrieg alle einberufenen Wehrpflichtigen psychologischen Tests und schlossen 18,5 Prozent der Wehrpflichtigen vom Kriegsdienst aus, weil ihre Testergebnisse prognostizierten, dass sie eher zu einem psychischen Zusammenbruch im Gefecht neigen würden als andere Soldaten (Gabriel 1988: 126f.).⁴² Die mit diesem Screening verbundene Erwartung, dass allenfalls wenige US-Soldaten unter psychosomatischen Symptomen leiden würden, bestätigte sich nicht:

»the rate at which soldiers in World War II were admitted to psychiatric hospitals was double the World War I rate, and separations from service for mental and emotional reasons increased almost seven times over the rate for World War I. Psychiatric casualties constituted the single largest category of disability discharges in World War II.« (Ebd.: 128)

504.000 Soldaten schieden dauerhaft für den Kriegseinsatz aus, und weitere 596.000 Soldaten waren für Wochen oder Monate nicht einsetzbar (ebd.: 27; siehe auch Roghmann/Ziegler: 176f.). Vor diesem Hintergrund vollzog sich in den US-Streitkräften ein Wandel in der Beurteilung der psychosomatischen Reaktionen der Soldaten. Da selbst kampferprobte Soldaten mit psychosomatischen Symptomen auf ihre Kampfeinsätze reagierten, war die Annahme, die Betroffenen seien schwach oder gar feige, nicht mehr zu halten, und

»the military began to recognize that psychiatric breakdown was too common a phenomenon to be regarded as abnormal. The diagnostic name for psychiatric collapse was changed from »psychoneurosis« to »exhaustion«, a change indicating that there was nothing particularly shameful about collapsing under the stress of battle.« (Ebd.: 128)

Gegen die Einsicht, dass psychosomatische Reaktionen auf das Kriegsgeschehen alles andere als anormal sind, gab es große Widerstände zu überwinden. In Deutschland wurde noch 1961 eine Arbeit unter dem Titel »Die abnormen Erlebnisreaktionen im Kriege bei Truppe und Zivilbevölkerung« veröffentlicht, die anzeigt, wie sehr sich der Verfasser bemühte, psychosomatische Reaktionen bestimmten »Persönlichkeitsstrukturen« zuzuordnen. Der Mensch habe, wie Bonhoeffer 1947 schrieb, »eine »fast

42 Bei Watson werden andere Zahlen angegeben: Demnach wurden im 2. Weltkrieg und im Koreakrieg wegen psychischer Anfälligkeit und mangelnder Intelligenz jeweils ungefähr 12 % der amerikanischen Soldaten »als für jede Frontverwendung ungeeignet befunden.« (1985: 166) Helmus/Glenn geben wiederum einen Anteil von 18 Prozent der Wehrpflichtigen im 2. Weltkrieg an, die aus »psychiatric causes« abgelehnt wurden (2005: 95).

absolute Toleranz« gegenüber Erschöpfungseinflüssen«, und deshalb sei die »Bezeichnung combat exhaustion und operational fatigue [...] sachlich meist nicht gerechtfertigt« (Meyer 1961: 587). Als interessant wird eingestuft, dass Soldaten mit einer »unglücklichen Kindheit« und ähnliches mehr eher zu einer Neurose neigten als andere Soldaten. Es wird behauptet, dass es unter den Ärzten eine »Übereinstimmung gibt, dass diejenigen, die frühzeitig und unter geringem Druck zusammenbrechen, von jeher labile Persönlichkeiten waren, die oft schon in Friedenszeiten nervöse Störungen gezeigt hatten.« Es wird betont, dass in »36 von 100 Fällen, [...] die Kriegsneurose nur eine Verstärkung einer früheren Neurose« war, ohne sich die Frage zu stellen, welche Bedeutung in diesem Zusammenhang die 64 anderen »Fälle« haben könnten. Zum »hysterischen Mechanismus« würden »unterdurchschnittlich Intelligente«, »undifferenzierte und schwach Begabte« neigen, um anschließend auf italienische Mannschaftssoldaten, »Inder, Gurkas und Neger« sowie Frauen zu verweisen (ebd.: 589f.). Zu einer gewundenen Formulierung greift dagegen der Autor, nachdem er feststellt, »Anankasten« seien »nicht selten besonders mutig im Einsatz« gewesen. »Aber andere neurotische oder psychopathische Persönlichkeiten bewährten sich nicht ganz selten im Kriegseinsatz unerwartet gut« (ebd.). Völlig unerwähnt bleiben dagegen Untersuchungen, die keine Beziehung zwischen einer psychischen Prädisposition und der Ausbildung psychosomatischer Reaktionen herstellen konnten: »the fear and anxiety implicit in combat brought forth psychosomatic manifestations in so many men that these served less and less discriminate between men who were labeled psychiatric casualties and those who were not.« (Stouffer 1949b: 455) Dies gilt erst recht für eine Studie aus dem Jahr 1946 auf die Gabriel verweist, die darlegt,

»that the only people who do not succumb to the stress of war are those who are already mentally aberrant in a clinically defined sense. About 2 percent of soldiers exposed to combat over long periods of time do not break under stress. An examination of these »heroes« reveals that their most commonly held trait was that they were »aggressive psychopathic personalities« who were this way before they entered the battle zone.« (Ebd.: 31)

Es waren aber eben nicht nur die »schwachen« oder die »feigen« Soldaten, die unter den Belastungen ihres Kriegseinsatzes zusammenbrachen. Ob die Soldaten auf das Kriegsgeschehen mit unmittelbaren Angstreaktionen vor oder im Zuge eines Gefechts reagieren, die sich unter anderem in heftigen Herzklopfen, kalten Schweißausbrüchen, in Zucken und Zittern des Körpers oder auch im unwillkürlichen Harnlassen äußern (Stouffer 1949b: 201, ähnlich Meyer: 575), oder ob sich bei ihnen anhaltende Erschöpfungszustände, Magengeschwüre, sowie Schlafstörungen ausbildeten oder sie eine schwer revidierbare Persönlichkeitsstörung entwickelten, wie sie das Syndrom des Berserkers darstellte – in allen Fällen beeinflusste zwar

ihre individuelle ›Persönlichkeitsstruktur‹ die psychosomatische Reaktionsbildung, aber letztlich hängen ihre psychosomatischen Reaktionen von den konkreten Kriegserlebnissen, der Art und der Dauer des Einsatzes ab. Diese beunruhigende Erkenntnis bedeutet, dass für fast alle Soldaten die Gefahr besteht, im Zuge eines lange dauernden und intensiven Kampfeinsatzes mit schwerwiegenden und chronischen psychosomatischen Leiden auf das Kriegsgeschehen zu reagieren. »Thus, psychiatric casualties are as inevitable as gunshot and shrapnel wounds in warfare.« (Marlowe, zitiert nach Gabriel 1988: 30)

Dass der Mensch eine fast absolute Toleranz gegenüber Erschöpfungseinflüssen habe, wie dies Bonhoeffer behauptete, ist eine Auffassung, der heute selbst in Deutschland kaum noch jemand zustimmen mag. Als sinnliches, emotionales Wesen kann ein Mensch zwar seinen eigenen Körper wie ein Instrument verwenden, er muss weder unmittelbar seinem Bedürfnis nach Schlaf, Hunger und Durst nachgeben, und er muss nicht handeln, wie es ihm seine physiologischen Reaktionen ›nahe legen‹. Da aber der Mensch nicht nur einen Körper hat, sondern dieser zugleich auch sein Leib ist (siehe hierzu Abschnitt 5.4.), verwandelt er sich trotzdem nicht in eine Maschine für die das Geschehen äußerlich bleibt.

Die veränderte Sichtweise auf die Leiblichkeit der soldatischen Subjekte drückt sich prägnant im Begriff des Stresses aus, der erstmals von amerikanischen Psychiatern im Verlauf des 2. Weltkrieges verwendet wird. Das Kampfgeschehen wird von ihnen als eine Stresssituation beschrieben (siehe Stouffer 1949b: 76f.). Mit dem Begriff Stress wird anerkannt, dass die Soldaten nicht nur Subjekte mit einem Willen und einem Körper sind, sondern auch aus einem Leib bestehen. Stress, ursprünglich ein technischer Begriff aus der Werkstoffkunde, der für den Druck bzw. Zug steht, dem man dem untersuchten Stoff aussetzte, bezeichnet komplexe physiologische Prozesse, die durch zumeist äußere Faktoren ausgelöst werden (Stressoren). Stress steht in dem grundlegenden theoretischen Modell von Hans Selye (1907-1982) sowohl für ungewöhnliche Belastungen, denen ein Individuum ausgesetzt wird, als auch für die physiologischen Prozesse, mit denen der Leib auf diese Belastungen reagiert. Selye hat diese Prozesse als Adaption- bzw. Anpassungssyndrom interpretiert, also als sinnvolle Prozesse, die dem Subjekt helfen, auf das Ereignis zu reagieren, um beispielsweise Gefahren abzuwenden. So löst Angst eine Reihe physiologischer Prozesse aus, die insgesamt die körperlichen Kräfte des Individuums mobilisieren, seine Wahrnehmungsfähigkeit erhöhen und gleichzeitig sein Schmerzempfinden sowie sein Gefühl für Hunger und Durst reduzieren und damit die Chancen des Subjekts erhöhen, sei es durch Flucht, sei es durch aggressives Handeln die Situation zu bewältigen. Nicht jeder Stress bzw. jede Stressreaktion ist folglich als pathologisch zu bezeichnen. Pathologisch wirkt sich Stress erst aus, wenn das Individuum zuviel bzw. dauerhaftem Stress ausgesetzt ist, der dann zu verschiedenen

Krankheitssymptomen führen kann. Bis heute ist Selye's dreiteilige Phaseneinteilung des Stress' – angefangen von der Schockphase bzw. Alarmreaktion, der Widerstands- bzw. Einwirkungsphase und der anschließenden Erholungsphase grundlegend für das Verständnis des Verlaufs von Stressreaktion.

Mit der Verwendung des Begriffs Stress wird angezeigt, dass es Belastungsgrenzen für die Soldaten gibt, die von ihnen nicht willkürlich geändert werden können und die zur Einschränkung ihrer Einsatzfähigkeit führen. Als mögliche Stressoren führt bereits Stouffer im Abschnitt »Combat as a Situation of Stress« (1949b: 76f.) neben der Bedrohung für Leib und Leben zahlreiche Faktoren, wie schlechte Verpflegung, Schlafmangel, Mangel an sexueller und sozialer Zufriedenheit, Verlust von Kameraden, Wertekonflikte zwischen der militärischen Verpflichtung und der Verpflichtung, sich um familiäre Angelegenheiten zu kümmern, an. Gefechtsstress, so definieren die verschiedenen US-Teilstreitkräfte, »is the mental, emotional or physical tension, strain, or distress resulting from exposure to combat and combat-related conditions.« (Department of the Army 2000: Preface) Auch hier gilt, dass Gefechtsstress nicht unmittelbar die Einsatzfähigkeit einschränkt, aber dass er im Zuge eines Gefechtes dazu führt, dass viele Soldaten unter ihm leiden und sich deshalb im Kampf falsch verhalten (misconduct behavior),⁴³ sie zusammenbrechen und verschiedenste Symptome von combat stress reactions entwickeln oder gar unter einem posttraumatischen Stress-Syndrom (PTSD)⁴⁴ leiden (siehe hierzu beispielsweise Helmus/Glenn 2005: XIII).

Vor dem Hintergrund der nach dem 2. Weltkrieg einsetzenden Bemühungen der US-Streitkräfte, die Anzahl der Soldaten zu verringern, die mit psychosomatischen Leiden auf den Kampfeinsatz reagieren und nicht mehr eingesetzt werden können, formuliert Watson die Befürchtung, Stress werde von Psychologen als ein manipulierbarer Faktor aufgefasst, der seiner legitimen moralischen Bedeutung entkleidet werde, weil aus dem Blick gerate, dass es sich um eine »legitime menschliche Reaktion auf furchterregende Situationen« (1985: 45) handelt. Die Durchsicht amerikanischer wie

43 Unter dieser Kategorie wird ein großes Spektrum von Handlungen zusammengefasst. Es reicht von Gehorsamsverweigerung, über den Angriff auf den Vorgesetzten bis hin zur Vergewaltigung und das Töten von Gefangenen. Siehe hierzu Field Manuel (FM) 22-51 »Leaders' Manuel for Combat Stress Control« (1994) der US-Armee, dass auch der Bundeswehr zur Orientierung dient (siehe Wothe 2001).

44 Die Symptome und Klassifikation von PTSD (Post Traumatic Stress Disorder) erfolgt in der Regel nach dem Diagnostisch Statistischen Manual der nordamerikanischen psychiatrischen Gesellschaft (DSM IV). In der Internationalen Klassifikation psychischer Störungen, Kapitel V, Forschungskriterien wird PTSD ähnlich beschrieben (ICD 10, F43.1). Siehe hierzu auch Fischer/Riedesser (1999: 42f.).

auch der deutschen militärischen Dienstliteratur⁴⁵ zeigt erst einmal ein etwas anderes Bild, da in den Schriften grundsätzlich anerkannt wird, dass es sich beim Gefechtsstress um normale Reaktionen auf extreme Belastungen handelt (siehe beispielsweise Zentrum für Innere Führung (ZIF) 1997: 15). Auch wird eingeräumt, dass die Belastungen zu schwerwiegenden psychischen und sozialen Störungen (führen), und auch langfristige Schäden wie PTSD verursachen können (ebd.: 27). Gleichzeitig signalisieren die Texte den Adressaten aber, dass sie den Gefechtsstress »in aller Regel in den Griff« (ebd.: 15) bekommen werden. Der Gefechtsstress wird bevorzugt als eine manipulierbare Größe dargestellt, die durch geeignete Maßnahmen erheblich reduziert werden kann. Diese Wahrnehmung des Stresses ist insofern konsequent, als es im Kern in diesen Schriften darum geht, die Leistungsfähigkeit der Soldaten trotz ihrer zwangsläufig auftretenden psychosomatischen Reaktionen zu erhalten bzw. zu erhöhen.

Zur Umsetzung dieses Ziel lassen sich vier verschiedene Maßnahmen unterscheiden: 1. Sollen durch psychologische Tests »stresssensitiv« reagierende Soldaten für bestimmte Einsatzbereiche ausgeschlossen werden. So werden bei der Bundeswehr die Soldaten des Kommandos Spezialkräfte (KSK) unter anderen ausdrücklich im Hinblick auf ihre Belastungsfähigkeit untersucht und als Bewerber gegebenenfalls ausgeschlossen (Kreim 2001a: 50). 2. In der Ausbildung wird gezielt versucht, die Belastungsgrenzen für die Soldaten zu erhöhen (siehe Helmus/Glenn 2005: 99f.).⁴⁶ 3. Fällt insbesondere den Offizieren und den Unteroffizieren die Aufgabe zu, Stresssymptome bei ihren Untergebenen zu erkennen, möglichst dafür zu sorgen, dass die betroffenen Soldaten entlastet werden und sich erholen können, sowie 4. falls solche im Truppenverband praktikierbaren Maßnahmen nicht greifen, soll therapeutische Unterstützung für die Soldaten angefordert werden.

Dass es Aufgabe der Truppen- und Unteroffiziere sei, Symptome von Stressreaktionen der Soldaten zu beobachten und Gegenmaßnahmen einzuleiten, wird in den vorliegenden Schriften der US-Streitkräfte mehr als in den Texten des Zentrums für Innere Führung betont. In Letzteren wird dagegen mehr die Verantwortung des einzelnen Soldaten hervorgehoben, bei sich selber auf Anzeichen zu reagieren und darauf insistiert, dass die empfohlenen Verhaltensregeln – zum Beispiel sich in »positivem Denken« zu

45 Neben dem bereits zitierten FM 6-22.5 (DoA 2000), das identisch ist mit den gleichnamigen Schriften des US-Marine-Corps (MCRP 6-11C) und der Navy (NTTP 1-15M), sei hier noch auf das Pamphlet 600-63-10 »Fit to Win – Stress Management (1987) der US-Armee, hingewiesen. In mehreren Schriften des Zentrum für Innere Führung (ZIF) der Bundeswehr wird ausführlich auf das Thema Gefechtsstress eingegangen.

46 Darum erinnert die militärische Ausbildung in einigen Bereichen auch heute noch an den Drill. So soll durch häufiges Schießtraining die Trefferquote der Soldaten verbessert und ihre Bereitschaft erhöht werden von der Waffe Gebrauch zu machen (siehe Grossman 1995: 252f.).

üben, eingehalten werden.⁴⁷ Als eines der obersten Behandlungsprinzipien⁴⁸ gilt, dass schon innerhalb des Truppenverbandes, dem die Soldaten angehören, auf ihre Symptomatik eingegangen bzw. sie möglichst bald wieder ihm zugeführt werden sollen. Dies gilt vor allem für leichte Stressreaktionen. Während allerdings die von der Wehrmacht praktizierte »frontnahe Therapie« ganz im Zeichen des defizitären militärischen Personalbedarfs stand, wird sowohl bei der Bundeswehr als auch bei den US-Streitkräften dieses Prinzip eher mit einer therapeutischen Absicht verfolgt. Indem die betroffenen Soldaten allenfalls kurzzeitig von ihrer Einsatzgruppe getrennt werden, sollen die interpersonellen Konflikte zwischen der empfundenen Verpflichtung, die Angehörigen der Gruppe nicht im Stich zu lassen und dem Wunsch, die Gefahrenzone zu verlassen, nicht geschürt werden und damit weiterer Stress vermieden werden. Es geht um die Minimierung des Risikos, dass die Soldaten schwerer wiegende combat stress reactions bzw. ein posttraumatisches Belastungssyndrom erleiden (DoA 2000: 55). Die Beachtung dieses Behandlungsprinzips habe allerdings auch noch einen weiteren positiven Effekt für die Militärs. Denn wenn die Soldaten in der Nähe ihrer Einheiten behandelt werden, würden, so die Einschätzung der US-Streitkräfte 65 bis 85 Prozent

»of combat stress casualties treated in medical CSC [Combat Stress Control, d.A.] facilities return to duty within 1 to 3 days. About 15 to 20 percent more return to duty in 1 to 2 weeks. Only 5 to 10 percent are sent home, and these usually have other problems in addition to combat stress reactions. If evacuated, few combat stressed Service members will return to duty. In fact, many are likely to be permanently disabled.« (Ebd.: 54)

Die Bundeswehr zeigte sich Anfang der 90er Jahre erstaunt über das Ausmaß der Stressreaktionen, das ihre Soldaten bei Auslandseinsätzen entwickelten, obwohl sie, abgesehen von einigen Flugbesatzungen, nicht an Gefechten beteiligt waren. Nach Analyse nationaler und internationaler Modelle bzw. Vorgehensweisen mit Gefechtsstress bzw. ungewöhnlichen

47 Dieser Eindruck kann allerdings auch schlicht ein Befund sein, der auf die ausgewählte Literatur zurückgeht. Die Schriften des Zentrums für Innere Führung der Bundeswehr (ZIF) richten sich stärker an die einzelnen Soldaten und es sind keine Handbücher für Offiziere und Unteroffiziere. Andererseits sind die US-Streitkräfte stärker auf Kampfeinsätze ausgerichtet und sie müssen deshalb mit mehr psychosomatischen Reaktionen der Soldaten rechnen als die Bundeswehr, die bislang eher nur in Ausnahmefällen davon ausgeht, dass ihre Verbände Kampfeinsätze durchführen.

48 Die US-Streitkräfte gehen insgesamt von 6 grundlegenden Behandlungsprinzipien aus: Brevity, immediacy, centrality, expectancy, proximity und simplicity (siehe DoA 2000: 54f., sowie Riedesser/Verderber 2004: 207, Gabriel 1988: 140f.). Im Rahmen der deutschen »Kameradenhilfe« werden davon 4 Prinzipien hervorgehoben: Unverzüglichkeit, Frontnähe, Zuspruch und Einfachheit (ZIF 1996: 35).

Stressbelastungen entschied sich die Bundeswehr, ein besonderes präventives Verfahren anzuwenden, um die Folgen des Stresses zu minimieren. Sie orientierte sich dabei an dem Critical Incident Stress Management (CISM) von Mitchell, das ursprünglich vor allem für Polizisten, Feuerwehrleute und andere Angehörige von Rettungsdiensten entwickelt wurde, die sich im Zuge eines Einsatzes außergewöhnlichen Situationen ausgesetzt sehen. Es wird als Konzept seit Anfang 1996 »mit allen aus dem Einsatz zurückkehrenden UN-Beobachtern und nach fast allen Dienstunfällen mit Todesfolge (Flugunfälle, Schießunfälle usw.) im In- und Ausland« (Willkomm 2001: 104) durchgeführt. Es handelt sich nicht um ein therapeutisches Verfahren im engeren Sinne, sondern um Experten bzw. zuvor entsprechend ausgebildeten Angehörigen der betroffenen Einheit geleitete und strukturierte Gruppengespräche, die den Teilnehmern die Gelegenheit geben sollen, ihre Emotionen zu bearbeiten, bestehende Spannungen und Schuldgefühle unter den Betroffenen abzubauen und ihnen Informationen zu vermitteln, wie sie am besten mit ihren eigenen Reaktionen umgehen können. Als sekundäre präventive Maßnahme habe CISM dazugeführt, dass »der Anteil derjenigen, die weiterer Nachsorge/Therapie bedürfen, deutlich niedriger (ca. 1 bis 2 Prozent aller Betroffenen) liegt, als vor deren Einführung« (ebd.), der bei ungefähr 8 bis 15 Prozent lag.

Auch wenn in der militärischen Dienstliteratur betont wird, dass es sich bei Stressreaktionen um normale Phänomene handelt, so wird zugleich an anderen Stellen der Eindruck geweckt, dass die Soldaten den Gefechtsstress erfolgreich bewältigen können, gar eine Immunisierung möglich sei, »worunter eine mindestens einmalige vorausgegangene erfolgreiche Problemlösung in gleicher (ähnlicher) Situation verstanden wird« (Kreim 2001b: 493) Hier wird freilich eine Wiederholbarkeit und Kalkulierbarkeit von Gefechten vorausgesetzt, die sich für die eingesetzten Soldaten, die sich jeweils in unwägbar Situationen befinden und Angst vor dem Verlust ihres einmaligen Leben haben, nicht gegeben ist. Aus dem Blick gerät bei solchen Sätzen, dass mit zunehmender Intensität und Dauer von Kampfeinsätzen die Wahrscheinlichkeit, psychosomatisch auf den Gefechtsstress zu reagieren und unter einem posttraumatischen Belastungssyndrom zu leiden, erheblich steigt und die verletzende Wirkung des Erlebten, ebenso wenig wie das Risiko, physisch verletzt und getötet zu werden, ausgeschlossen werden kann. Als Akteure, deren Handeln für andere Menschen tödliche Folgen haben kann, müssen Soldaten auch mit irreversiblen aber nicht intendierten Folgen ihres Handelns zurechtkommen.⁴⁹

49 Wright, ein amerikanischer Journalist, der Marineinfanteristen bei ihren Feldzug im Irak im März und April 2003 begleitete, berichtet von einigen Vorfällen, die bei den Soldaten schwere Schuldgefühle auslöste. So habe zu ihm ein Unteroffizier gesagt, der zuvor irrtümlich einen Feuerbefehl auf ein Kind erteilte, dass deshalb schwer verletzt wurde: »Ich werde das mit nach

Trotz aller Auswahlverfahren, der Trainings, die die Belastungsgrenzen verschieben, bleibt der Krieg für die Soldaten ein Geschehen mit einer unkalkulierbaren, traumatisierend wirkenden Ereignisdynamik.⁵⁰ Sie sind nicht davor gefeit, während eines Kampfeinsatzes unter den psychosomatischen Reaktionen des Gefechtsstress zu leiden, zumal gerade während heftiger Gefechte die Möglichkeiten, für eine Entlastung der Soldaten zu sorgen, eher abnehmen. Gleichzeitig ist im Kampf selber, wie ein amerikanischer Militärpsychiater sagt, »no time to get stress casualties. You do what you're doing or you're dead.« (Marlove, zitiert nach Helmus/Glenn 2005: 86)⁵¹ Deshalb sind Symptome von Gefechtsstress und PTSD vor allem Probleme der Überlebenden.

Die Informationen, wie man sich vor Reaktionen des Gefechtsstress wirkungsvoll schützen kann, hat für die Überlebenden eine weitere Folge: Wer als Überlebender unter den Reaktionen des Gefechtsstress leidet, sieht sich mit dem Makel des persönlichen Versagens konfrontiert. Dies gilt beispielsweise dann, wenn das Behandlungsprinzip *expectancy* bzw. *Zuspruch* nicht die erwünschte Wirkung entfaltet und die Soldaten nicht, wie ihnen suggeriert werden soll, nach kurzer Zeit wieder bei »ihren Kameraden sein werden« und auch das »Ablenken« vom Geschehen, das »Bagatellisieren« und »Aufmuntern« (siehe ZIF 1996: 35) nicht greifen. Wenngleich in anderen Passagen der militärischen Dienstliteratur Verständnis für die Symptome von Gefechtsstress geäußert wird, hier führt die Intention der Verfasser, die Soldaten weiter einsatzfähig zu halten, quasi zu einer Bagatellisierung des Kampfgeschehens, die unangemessen ist. Sicher ist, dass nach wie vor psychosomatische Reaktionen auf das Kampfgeschehen weniger vorzeigbar sind als physiologische geschlagene

Hause nehmen und damit leben müssen.« Dem schließt sich die Klage an, dass Infanteristen eher mit den Folgen ihres Handelns konfrontiert werden als Soldaten anderer Waffengattungen. »Ein Pilot geht nicht runter und sieht sich die Zivilisten an, die seine Bomben getroffen haben. Die Artilleristen sehen nicht, welche Wirkung das hat, was sie tun. Aber die Jungs am Boden sehen es. Das bringt mich innerlich um.« (2005: 219)

- 50 Auf die Bedeutung der Situation für die Entwicklung von PTSD machen unter anderen Fischer/Riedesser aufmerksam. Es gibt zwar eine »relativ breite interindividuelle Variation bei der Verarbeitung potentiell traumatischer Situationen« (1999: 142), aber diese Variationsmöglichkeiten nehmen gerade mit zunehmendem Einsatzstress stark ab. In Studien zu Vietnamveteranen konnte außerdem nachgewiesen werden, dass sich der »erbgenetische determinierte Varianzanteil [...] in engen Grenzen« bewegt (ebd.).
- 51 Die Bundeswehr rät Soldaten, die Reaktionen von Gefechtsstress bei ihren Kameraden beobachten, zu »rauen und robusten Maßnahmen [...]«, um eine Ansprechbarkeit zu erreichen oder eine panikartige Flucht zu verhindern.« (ZIF 1998: 20) Gemeint ist damit ein Handlungsspektrum das vom »kräftigen Anschreien über die Ohrfeige bis zum gewaltsamen Festhalten« (ebd.) reicht. Ob sie die Betroffenen tatsächlich ansprechbar machen, darf als unsicher gelten. Sicher dagegen ist, dass das Ohrfeigen etc. den Handelnden über sein Gefühl der Hilflosigkeit zumindest kurzzeitig hinweg zu helfen vermag.

Wunden, dabei sind auch psychologischen Traumen vor allem eines – Verletzungen.⁵²

7.3.3. Taktische Angriffskonzeptionen im 1. Weltkrieg

An der Westfront des 1. Weltkrieg stand im Mittelpunkt der taktischen Überlegungen aller Kriegsparteien die Frage, wie die Truppen das Niemandsland überwinden und die gegnerischen Stellungen durchbrechen können. Hunderttausende verloren ihr Leben, weil ihre Kommandeure nicht bereit waren zu akzeptieren, dass selbst in großer Zahl vorrückende Soldaten nicht die gegnerischen Stellungen erreichen konnten, wenn sie bereits im Niemandsland vom Feuer der Artillerie und der Maschinengewehre erfasst wurden. Vorrückende Infanteristen waren nicht nur schutzlos dem Geschosshagel ausgesetzt, sie konnten auch von ihren eigenen Waffen kaum Gebrauch machen, da sie möglichst schnell die gegnerischen Gräben erreichen sollten, um wenigstens dem gegnerischen Artilleriefeuer zu entgehen. Sie machten den Angriff, um Ludendorff zu paraphrasieren, »allein mit ihren Leibern« (1919: 460), und der Erfolg des Angriffs hing vom unwahrscheinlichen Zufall ab, dass ihre Leiber unverletzt die gegnerischen Linien erreichten.

Um wenigstens die Zahl der Verteidiger in den gegnerischen Stellungen zu verringern, gingen die Kriegsparteien ab 1915 dazu über, die anzugreifenden Frontabschnitte mit sehr vielen Artilleriegeschossen zu beschießen, bevor die Infanteristen aus den Gräben kletterten und angriffen. Aus dem gleichen Grund und weil sie Anfang 1915 über geringe Pulver- und Granatenvorräte verfügten, verfiel die deutsche Armee auf die Idee, Giftgas freizusetzen, das die gegnerischen Soldaten in den Gräben und Unterständen ersticken sollte. Beim ersten Giftgasangriff bei Ypern im April 1915 gelang es den deutschen Truppen noch, die Gegner zu überraschen, aber nach vier Kilometer kam die Frontlinie wieder zum Stillstand (siehe Borgert 1979: 506f.). Selbst solche Erfolge gelangen später nur in Ausnahmefällen, da die Soldaten an der Westfront mit Gasmasken ausgerüstet wurden, die für sie zwar lästig und bei Bewegungen hinderlich waren, jedoch einen gewissen Schutz vor dem Giftgas boten.⁵³ Auch die Bemühungen, die Verteidiger der gegnerischen Linien durch konventionelles Artilleriefeuer zu töten, führten nicht zum erwünschten Durchbruch,

52 Dies drückt sich auch in der öffentlichen Reputation aus, die die unter PTSD leidenden Kriegsveteranen erfahren. Obwohl sie als psychisch Verletzte gelten müssen, scheinen beispielsweise amerikanische Kriegsveteranen, die unter PTSD leiden, nicht mit dem amerikanischen Verwundetenabzeichen »Purple Heart« ausgezeichnet zu werden.

53 Anders sah die Situation an der Ostfront aus: Da die zaristischen Truppen nicht oder nur äußerst unzureichend mit Gasmasken ausgerüstet waren, wird davon ausgegangen, dass die Gasangriffe »in erheblichem Ausmaß zur Demoralisierung beigetragen haben.« (Müller 2004: 522)

weil die umfangreichen Vorbereitungen für einen solchen Angriff selten verborgen blieben und die Verteidiger dazu übergingen, ihre Verteidigungsstruktur tief in den Raum zu staffeln. Insbesondere die deutschen Truppen hatten bis 1917 ein sehr erfolgreiches Verteidigungskonzept entwickelt, das später von den westlichen Alliierten zumindest in Teilen übernommen wurde.⁵⁴ Es sah vor, dass die Angreifer nicht unbedingt am äußeren Rand des Grabensystems aufgehalten werden müssen. Es sollte keine Linie verteidigt werden, sondern Zonen, deren innere Struktur für den Gegner möglichst unsichtbar sein sollte. Durch die Staffellung der Verteidigungsstellungen in ein Vorfeld, »Großkampf-« und rückwärtige Kampfzone (siehe hierzu Oberste Heeresleitung (OHL) 1918a: 596) sollte der zu verteidigende Raum eine Tiefe haben, in der die Kampfkraft der angreifenden Truppenverbände aufgerieben werden sollte, um sie, falls sie nicht durch »Gegenstöße« der bereits im Kampfgebiet eingesetzten Verbände zurückgeworfen werden können, durch Gegenangreifen mit von außerhalb der Gefechtszone herangeführten Truppen zurückzuschlagen (siehe OHL 1918b: 618). Um dieses Ziel zu verwirklichen, wurde den Kommandeuren gestattet, flexibel auf die Angriffe zu reagieren. So wurden die äußeren Gräben nur mit relativ wenigen Soldaten besetzt und konnten zeitweilig aufgegeben werden, wenn der Gegner mit einem überlegenen Truppenverband angriff. Durch das eigene Artilleriefeuer sollten die angreifenden Truppen im Laufe des Gefechts geschwächt, ihre Beweglichkeit und ihr Angriffsschwing durch Hindernisse auf dem Gefechtsfeld, wie Stacheldrahtbarrieren, gehemmt und durch zahlreiche, gut ausgebaute so genannte »Stützpunkte und Anklammerungspunkte« (ebd.: 598), die auch nicht aufgegeben werden sollten, wenn der sie umgebende Raum vom Gegner beherrscht wird, zermüht werden und auf diese Weise allmählich ihre Kampfkraft verlieren. Die Rückeroberung des verloren gegangenen Raumes bestimmte die deutsche Dienstvorschrift zur »Abwehr im Stellungskrieg« nicht als das Hauptziel der »Gegenstöße« bzw. »-angriffe«. Zwar dürfe die »Entscheidung über dauernde Räumung oder über Verzicht auf Wiedereroberung eines Stellungsteils [...] nicht nur von örtlichen Erwägungen abhängig gemacht werden« (ebd.: 607), doch der »Zweck der Schlachtverteidigung besteht darin, den Angreifer sich abringen und verbluten zu lassen, die eigenen Kräfte aber zu schonen. Je mehr das gelingt, umso größer ist der Erfolg.« (Ebd.: 606; siehe hierzu Keegan 2001: 285f.; Lupfer 1981: 14f.)

Bereits unter dem Oberkommando von Falkenhayn (1861-1922) wurde zwar die Verteidigung des Geländes flexibler gehandhabt (siehe Borgert 1979: 513), aber erst unter Ludendorff wurde dezidiert bestimmt, dass die

54 Umstritten ist beispielsweise, ob und inwieweit es der englischen Armeeführung gelang, neben der räumlichen Gliederung des Grabensystems auch die Elemente der beweglichen Kampfführung zu adaptieren (siehe Storz 1999: 75 und Gudmundsson 1989: 157).

Rückeroberung verloren gegangenen Terrains eine nachrangige Bedeutung hat. Auch wurden die Kommandeure ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sie ungünstige Stellungen, die beispielsweise vom Gegner eingesehen werden können, räumen sollten (OHL 1918b: 618). Die Vorstellung, dass die Gegner durch ihre Angriffe »verbluten«, knüpfte im Übrigen an einen Gedanken an, der bereits den deutschen Planungen unter Falkenhayn zu Verdun zugrunde lag. Nun sollten sich die gegnerischen Kräfte aber nicht in einer großen, sondern in vielen Abwehrschlachten erschöpfen.⁵⁵

Um die deutschen Frontlinien zu durchbrechen, versuchten zuerst die britischen Truppen in der Somme-Offensive (1916) und später die französischen Truppen in der Nivelle-Offensive (1916/7), ihre angreifenden Verbände durch permanentes Artilleriefeuer auf die gegnerischen Stellungen zu schützen. Insbesondere die britischen Kommandeure setzten zu Beginn ihrer Offensive an der Somme großes Vertrauen auf die vernichtende Wirkung der Artillerie. Sie erwarteten, dass ein großer Teil der deutschen Soldaten in den ersten Grabenlinien durch das Tage anhaltende Trommelfeuer verletzt oder tot waren und es die deutschen Kommandeure auch daran hindern würde, weitere Verstärkungen in die Gräben zu schicken. Die überlebenden gegnerischen Infanteristen sollten durch das fortgesetzte Artilleriefeuer daran gehindert werden, ihre Unterstände zu verlassen und mit ihren Waffen das Feuer zu eröffnen, wenn die britischen Soldaten ihre Gräben verließen. Die britischen Soldaten – beschwert mit über 27 Kilo Gepäck, das angefüllt war mit Verpflegung und Munition für mehrere Kampftage, die angesetzt waren, bis sie die deutsche Front durchbrochen hatten – sollten »langsam und überlegt« (Keegan 1991: 268) aus ihren Stellungen klettern, sich »im Abstand von zwei bis drei Metern nebeneinander und [in] Reihen zwischen fünfzig und hundert Metern hintereinander« (ebd.) auf die deutschen Stacheldrahtverhaue zugehen. Minutiös war vorab festgelegt worden, wann die Soldaten ihre Stellungen verließen und wann sie welche Punkte im Gelände zu erreichen hatten. Da zwischen den vorrückenden Infanterieverbänden und der Artillerie kein Sichtkontakt und auch keine Möglichkeiten bestanden, direkt miteinander zu kommunizieren, bildeten diese Vorgaben wiederum die Grundlage für die ebenso detaillierten Befehle an die Artillerie, denn wenn die Infanteristen einen bestimmten Punkt erreicht hatten, musste das Artilleriefeuer weiter nach

55 Es waren vor allem die Versuche verloren gegangenes Gelände zurückzuerobern, die bei den deutschen Verbänden zu zahlreichen Verletzten und Toten führten. Deshalb betrug die Zahl der Verletzten und Getöteten auf Seiten der deutschen Truppen am 1. Juli 1916 nur 10 Prozent der britischen Verluste (Keegan 2001: 412), stiegen aber in den folgenden Tagen und Wochen erheblich an. Zusammen mit den französischen Verlusten verzeichnete man auf Seiten der Alliierten nach 150 Tagen über 700.000 verletzte oder getötete Soldaten und auf Seiten der Deutschen fast 500.000 Männer. Nach Simkins Einschätzung war die deutsche Armee durch diese Verluste, die sie nicht ersetzen konnte, »schwer angeschlagen« (2004: 855).

Vorne verlegt werden, damit es die Verteidiger daran hindern konnte, ihre Unterstände zu verlassen und das Feuer auf die Angreifer zu eröffnen. Die bürokratisch ausgearbeiteten Planungsvorgaben erwarteten von den Artilleristen und von den Infanteristen, dass sie die erteilten Handlungsanweisungen akkurat erfüllten, sie quasi mechanisch ihre Handlungen vollzogen. In den Planungen waren für die Akteure, deren Handlungsvollzüge miteinander verzahnt waren, keine Entscheidungs- und Handlungsspielräume vorgesehen, um auf unerwartete Hindernisse zu reagieren. All dies, zu dem noch der umfangreiche und von langer Hand vorbereitete Materialeinsatz in Gestalt von fast 3 Millionen Artilleriegeschossen kam, sowie das Vertrauen, das in die Destruktionskraft der Geschosse gesetzt wurde, verlieh der Somme-Offensive die Charakteristika eines industriellen Prozesses.

Am ersten Tag der Offensive (1. Juli 1916) zeigte es sich, dass keine der Erwartungen des britischen Oberkommandos an die Letalität der eigenen Artillerie gerechtfertigt war und die Einhaltung der bürokratisch-mechanischen Planungsvorgaben für die Infanteristen tödliche Folgen hatte. Trotz des mehrtägigen Geschosshagels waren die Unterstände, in denen sich die deutschen Soldaten aufhielten, weitgehend intakt geblieben, und sie konnten deshalb mit ihren Waffen die vorrückenden britischen Infanteristen unter Feuer nehmen. Obendrein fürchteten die britischen Artilleristen, die eigene Infanterie zu treffen, vergrößerten deshalb den räumlichen Abstand zwischen dem Sperrfeuer und der Infanterie und verlegten das Feuer schneller nach Vorne, als die britischen Soldaten vorrückten. »Das führte dazu, dass das Sperrfeuer sich oft vor den Angriffswellen her wälzte, jenseits der noch von starken feindlichen Truppen gehaltenen Stellungen; in einer solchen Situation hatten die Angriffswellen keinerlei Möglichkeit, das Sperrfeuer zurückrufen. Der von einigen Korps unternommene Versuch, das Sperrfeuer zurück- und dann wieder vorzuverlegen, [...] erschreckte die Infanterie zu sehr, dass sie vor dem eigenen Artilleriefeuer in Deckung ging« (Keegan 2001: 409). Ohne den Schutz des eigenen Artilleriefeuers wurden die britischen Infanteristen von den deutschen Gräben aus beschossen, und insbesondere die Maschinengewehrschützen richteten ein Gemetzel unter ihnen an. Viele britische Soldaten wurden verletzt oder starben, bevor sie die gegnerischen Linien erreichten. »Von den 100.000 Briten, die das Niemandsland betreten hatten, waren 20.000 nicht zurückgekehrt und weitere 40.000 verwundet zurückgebracht worden.« (Ebd.: 412) Auch nachdem in den folgenden Tagen, Wochen und Monaten es die britischen und französischen Kommandeure vermieden, ihre Infanterieverbände auf die oben beschriebene Weise dem gegnerischen Feuer auszusetzen, sie das Artilleriefeuer und die Truppenbewegungen besser koordinierten⁵⁶ und erstmals auch

56 Aber auch beim im Rahmen der Nivelle-Offensive als entscheidend eingestuften Angriff der französischen Armee bei Chemin des Dames am 16.4.1917 gelang die Koordination des Artilleriefeuers mit der Truppenbe-

Panzer einsetzen, gelang ihnen kein entscheidender Einbruch in die gegnerische Front.

Um einen entscheidenden Sieg gegen die westlichen Alliierten herbeizuführen, bevor sie durch amerikanische Truppenverbände gestärkt wurden, entschied sich die Oberste Heeresleitung (OHL) unter Ludendorff (1865-1937) und von Hindenburg (1847-1934), die, seit August 1916 mit umfassenden Vollmachten ausgestattet, einen entscheidenden Einfluss auf die deutschen Kriegsziele und die Kriegspolitik nach Innen und Außen hatten, für eine Offensive an der Westfront im Frühjahr 1918, in der alle noch zur Verfügung stehenden Ressourcen eingesetzt werden sollten. Vor dem Hintergrund der hohen Verluste an Soldaten entschied sich die OHL zu einer Neubewertung des Verhältnisses von Mensch und Maschine (siehe hierzu ausführlich Kaufmann 2002). »Bei der feindlichen Infanterie war bereits in weitem Umfange die Kraft des Menschen durch die Maschine erhöht; wir dagegen arbeiteten [sic!] noch zu sehr allein mit dem Menschen. Wir hatten allen Grund ihn ängstlich zu schonen.« (Ludendorff 1919: 214) Durch eine umfangreiche Aufrüstung der Infanterie mit schweren und vor allem leichten Maschinengewehren, die von den Soldaten auf dem Gefechtsfeld bewegt werden konnten, und durch die Ausstattung mit weiteren Infanteriewaffen, wie Granatwerfern und Flammenwerfern, sollte die Kampfkraft der Infanterie entscheidend verbessert werden. Zugleich entschied sich Ludendorff in seiner Funktion als Erster Generalquartiermeister dafür, die positiven Erfahrungen bei der Verteidigung der Stellungen auch für eine Angriffstaktik zu nutzen. Die taktischen Prinzipien, die der neuen Angriffstaktik für die Infanterie zugrunde lagen, waren, wie van Creveld schreibt, von dem britischen Einsatzkonzept soweit entfernt, wie man es sich nur vorstellen kann (1985: 174). Schrieben die britischen Kommandeure in den Befehlen ihren Untergebenen in aller Regel detailliert vor, wie sie einen erteilten Befehl auszuführen hatten, wodurch ihnen meist nur ein geringer Gestaltungsspielraum bei der Ausführung der Befehle blieb, – für diese Form der Befehlsausgabe wird in der deutschen Militärpublizistik der Begriff der Befehlstaktik verwendet – forderte die deutschen Einsatzbefehle von Truppen- und Unteroffizieren, dass sie selber Initiative bei der Ausgestaltung der ihnen erteilten Aufträge zeigten. So wurde von den Truppenoffizieren und ihren Untergebenen verlangt, dass sie entschieden, wann und wie sie bei der Verteidigung der Stellungen mit ihrem Verband »Gegenstöße« ausführten, um den Gegner zurückzuschlagen. Verlangt wurde von ihnen, dass sie jeweils angepasst an die Situation, ohne weitere Rückversicherung ihrer Vorgesetzten, zu denen sie auch keine Verbindung hatten, handelten. Wie schon für die Verteidigung sollte

wegung nicht. Obwohl die so genannte Feuerwalze nicht mehr jede Minute um 50 Meter vorrückte, wie an der Somme, sondern alle drei Minuten um jeweils 100 Meter, verschwand sie vielfach aus dem Blickfeld der Infanteristen (Keegan 2001: 456f.).

nun auch für die Angriffstaktik auf Prinzipien der vor dem 1. Weltkrieg entwickelten Auftragstaktik zurückgegriffen werden.

Das Modell für die deutsche Angriffstaktik der Infanterie bildete das Verfahren der so genannten Stoßtruppen. Bei den Stoßtruppen handelte es sich um kleine Infanterieverbände, meist in Zugstärke, – das sind ungefähr 20 Soldaten – die möglichst unter Ausnutzung vorhandener Deckungen das Niemandsland durchquerten und die Aufgabe hatten, die gegnerischen Linien zu infiltrieren, um dort Gefangene zu nehmen oder eine als wichtig eingestufte Stellung zu erobern. Die deutschen Stoßtruppen gehörten zu einer ganzen Reihe ähnlicher Verbände, die von allen Kriegsparteien aufgebaut wurden. Sie gingen anfangs häufig von der Initiative einzelner Truppenoffiziere, aber auch einzelner Armeeführer aus, die Freiwillige für besondere Kampfeinsätze anwarben. Die einzelnen Verbände waren unterschiedlich bewaffnet. Sie entwickelten im Laufe der Zeit verschiedene Einsatztaktiken. Mit ihnen sammelten die Armeen Erfahrungen, wie infanteristische Truppen in das Niemandsland und in die gegnerischen Stellungen eindringen konnten, ohne sogleich einen großen und verlustreichen Angriff an einem Frontabschnitt unternehmen zu müssen. Neben der Erkundung und Eroberung gegnerischer Positionen fiel ihnen des Weiteren die Aufgabe zu, die Frontlinie zu ›beunruhigen‹. Damit wurde nicht nur das Ziel verfolgt, die gegnerischen Kräfte auch an ruhigen Frontabschnitten zu binden, also an Frontabschnitten, an denen keine Offensiven vorgetragen wurden. Durch Überfälle oder auch durch den Einsatz von Scharfschützen, »die jedes unvorsichtig über die Grabenböschung herausragende gegnerische Körperteil unter Feuer nahmen« (Ziemann 2004: 158), sollte auch verhindert werden, dass die eigenen Soldaten eine Politik des ›leben und leben lassen‹ praktizierten (Gudmundsson 1989: 83; siehe auch Keegan 2001: 461f.). Die Scharfschützen und die Soldaten der Stoßtruppe waren »Spezialisten der Gewaltanwendung [...], die sich selber als Täter in einem emphatischen Sinne verstanden« (Ziemann 2004: ebd.), und die aufgrund der von ihnen betriebenen Eskalation der Gewalt im Frontabschnitt, den sie nach ihrem Einsatz verließen, bei den hier verbleibenden Infanteristen »auf massive Ablehnung« (ebd.) stießen.

Der Stoßtruppentaktik lag beim deutschen Heer ab 1916 ein standardisiertes Konzept zugrunde, das auch die Struktur und die Bewaffnung spezieller Kampfeinheiten, den Sturmbataillonen, regelte. Neben den Kampfeinsätzen bestand eine weitere Aufgabe dieser Verbände in der Ausbildung weiterer Soldaten in der Angriffstaktik. Die Bedeutung der deutschen Stoßtruppentaktik lag in dem ab 1917 unternommenen Versuch, sie bei der Struktur und Bewaffnung aller Heeresverbände zu berücksichtigen und grundsätzlich alle Infanteristen in dieser Taktik zu auszubilden. Damit sollte die Stoßtruppentaktik nicht mehr länger, wie dies bei den westlichen Alliierten der Fall war, eine Einsatzkonzeption nur für Spezialeinheiten sein (siehe Gudmundsson 1989: 145f.) und ein entscheidendes

Element für die Frühjahrsoffensiven 1918 bilden. Durch punktuelle Stoßbewegungen sollten nun aber nicht mehr nur einzelne Stellungen erobert werden, sondern die gegnerischen Frontlinien durchbrochen werden. Dabei wurde davon ausgegangen, dass nur nach immer wieder neuen Angriffstößen der Stellungskrieg überwunden werden kann. Deshalb kodifizierte die Anfang 1918 von der OHL herausgegebene Vorschrift »Der Angriff im Stellungskriege«: »Der Durchbruchskampf ist ein Durchfressen durch die feindlichen Stellungssysteme meist unter starker offensiver Gegenwirkung des Feindes. Er muss *schnell und tief* vorgetragen werden.« (1918c: 642) Damit die angreifenden Infanterieverbände schnell und tief in die Stellungen einbrechen konnten, hatten sie keine Rücksicht auf ihre Flankensicherung zu nehmen und stark verteidigte Positionen des Gegners möglichst zu umgehen. Die Offensive sollte wie ein fortgesetzter Überfall wirken, damit der Gegner paralysiert wird, er nicht »zur Besinnung« (ebd.) kommt, und durch die mit großer Schnelligkeit vorgetragenen Angriffe sollten seine Gegenmaßnahmen »durchkreuzt werden.« (Ebd.)

Die Stoßtruppen verfügten über ein umfangreiches Waffenequipment, das wiederum ihre Einteilung in Gruppen und Züge strukturierte. Die Gruppen mit ihren besonderen Waffen (Infanteriegewehre, Maschinengewehr, Granatwerfer,...) wurden in der Ausbildung und auch vor einzelnen Einsätzen dazu angehalten, ihr Vorgehen arbeitsteilig zu koordinieren. Die Gruppen sollten sich auf diese Weise gegenseitig unterstützen, ohne dass hierfür im Einzelnen noch ein Befehl erteilt werden musste. Nicht die Masse der eingesetzten Soldaten wurde als entscheidend für den Verlauf des Gefechts erachtet, sondern die Kombination und Konzentration der artilleristischen und infanteristischen Feuerkraft auf ein bestimmtes Ziel (ebd.). Deshalb wird in zahlreichen Bestimmungen betont, dass »alles von schnellem und selbsttätigem Handeln aller Stellen im Rahmen des Ganzen« (ebd.) abhängt und dass dieses »Ganze« sorgfältig vorbereitet und beim Angriff ständig mit anderen Gruppen und Verbänden zusammengearbeitet werden muss. Im Prinzip sollte jeder Soldat über die Absichten seiner Vorgesetzten in einem zuvor unbekannten Ausmaß informiert werden, damit er selbsttätig den erteilten Auftrag ausführen kann (siehe Gudmundsson 1989: 51). »Jeder einzelne Mann muss erzogen sein, den Zusammenhang mit seinem Stoßtrupp-Gruppenführer dauernd zu wahren. Kein Führer darf auch nur einen Augenblick die Zusammenarbeit mit dem nächst höheren und benachbarten Verband sowie mit den anderen Waffen aus dem Auge lassen.« (OHL 1918c: 657)

Mit dem industrialisierten Kriegsgeschehen stiegen die physischen und psychischen Belastungen der soldatischen Subjekte durch die Ex- und Intensivierung des Tötens und der Gefahr des Getötetwerdens. Mit dem deutschen Stoßtruppfverfahren wiederum wurde das Ziel verfolgt, eine weitere Folge der Industrialisierung – die Dominanz defensiver Stellungen gegenüber offensiven Operationen – zu brechen, indem die Entscheidungs- und

Handlungsfähigkeit der soldatischen Subjekte genutzt werden sollte, um die Angriffsoperationen zu schleunigen und den lokalen und situativen Bedingungen anzupassen.⁵⁷ Um sich auf die Kampfeinsätze vorzubereiten, durften die Angehörigen der Stoßtruppenverbände nicht auf die Einhaltung eingedrillter Bewegungsabläufe und auf ein Handeln auf Kommando verpflichtet werden. Sofern die Truppen überhaupt gedrillt wurden, dienten solche Unterweisungen ausschließlich der Haltungsdisziplinierung. An die Stelle des Drills traten in der Ausbildung der Stoßtruppen sportliche Übungen wie Fußball und Handgranatenwerfen. Daneben wurde die Ausbildung von der Unterweisung in Gefechtspraktiken – wie das Niemandsland zu durchqueren ist, gegnerische Gräben erobert und die verschiedenen Gruppen mit ihren unterschiedlichen Bewaffnung kooperieren können – bestimmt (siehe Gudmundsson 1989: 87).

Parallel zum Versuch, die an den Leibern gebundenen Kompetenzen der individuellen Subjekte zu nutzen, wurde in den Vorschriften der OHL von 1917/18 eine weitere Abkehr von einer Auffassung anvisiert, die vor 1914 vorherrschte. Wurde bislang immer wieder hervorgehoben, dass »Manneszucht« die durch Maschinen gesteigerte Destruktionskraft überwinden könne,⁵⁸ so wurde nun durchgängig die Abhängigkeit des Erfolgs vom Einsatz der Artillerie und vor allem des Maschinengewehrs betont. Ohne die artilleristische Feuerkraft, die die gegnerische Artillerie ausschaltet, dessen Infanterie an Bewegungen hindert und seine Verbindungs- und Kommunikationslinien stört, galt jede Angriffsoperation als aussichtslos. Vom »Nachziehen der Artillerie und vom Munitionsnachschub« (OHL 1918c: 642), um beispielsweise die Maschinengewehre einsatzfähig zu halten, hing der Durchbruch der gegnerischen Stellungen ab. Das veränderte Verhältnis von Technik und Soldat kommt nicht zu letzt in der Wertschätzung gegenüber dem Maschinengewehr zum Ausdruck, mit dem die Infanteristen verstärkt ausgestattet wurden (ebd.: 656), das aber, wie Ludendorff nach dem Krieg beklagte, noch immer als »Nebenwaffe der Infanterie angesehen« (1919: 460) wurde. Tatsächlich sei aber das Maschinengewehr »selbst »Infanterist« und der bisherige Infanterist der »Gewehrträger« (ebd.). Ohne die Maschine als »Hauptträger des Feuerkampfes der Infanterie« (ebd.: 461), war im industrialisierten Krieg keine Überlegenheit im Gefecht zu zielen.

57 Innerhalb der Generalität war die Entscheidung, das Stoßtruppfverfahren als bevorzugte Angriffstaktik zu bestimmen, wie Ludendorff andeutet, umstritten, weil befürchtet wurde, dass durch die hohen Verluste der Ausbildungsstand und die »Manneszucht« zu sehr gesunken seien (1919: 307). Es fehlte im Frühjahr 1918 auch nicht an Klagen über »Unterführer«, die nicht gewohnt seien, selbstständig zu denken (siehe Storz 1999: 67).

58 Das hinderte Ludendorff allerdings nicht daran, in seinen Kriegserinnerungen »Nerven, Manneszucht und Unerschrockenheit« als die besten Waffen gegen Panzer zu erklären (1919: 462).

Trotz großer Geländegewinne führte keine der deutschen Offensiven im Frühjahr 1918 zu einem entscheidenden Einbruch in die von französischen, englischen und dann auch amerikanischen Truppen gehaltenen Stellungen. Für dieses Scheitern werden in der Literatur zahlreiche Gründe erörtert. So funktionierte die angestrebte Koordination zwischen Artillerieeinsatz und infanteristischen Truppenbewegungen meist nur bei den ersten Stoßangriffen, es gelang aber nicht, sie mit den zur Verfügung stehenden Kommunikationstechniken aufrechtzuerhalten, wenn die Truppen in die gegnerischen Stellungen eingedrungen waren (Kaufmann 1996: 252f.). Ebenso scheiterte das Nachziehen der Artillerie und der Nachschub an Munition, aber auch mit Verpflegung durch das in den jahrelangen Stellungskämpfen verwüstete Terrain, an der ungenügenden schlechten Ausstattung mit geeigneten Transportfahrzeugen (Storz 1999: 68f.). Auch wird darauf hingewiesen, dass die Zahl der zur Verfügung stehenden Stoßtruppen nicht ausreichte, um die Verluste zu kompensieren, die in den ersten Angriffsoperationen entstanden waren. Dies wog umso schwerer, da nur ein Teil der Infanterieverbände tatsächlich auf Stoßtruppangriffe hin strukturiert und ausgebildet werden konnte. Auch deshalb griffen die Infanteristen teilweise weiterhin in »zu dichten Kampfformen« an, wie Ludendorff im Juni 1918 monierte, um dies mit der Forderung zu verbinden, dass »unsere Verluste mit allen Mitteln« einzuschränken seien (OHL 1918c: 686).⁵⁹ Letzteres weist auf die wohl entscheidende Ursache für das Scheitern der Offensiven hin: Die westlichen Alliierten verfügten nach dem Kriegseintritt der USA schlicht über die größeren Ressourcen an Personal und Kriegsggerät, um die entstandenen Verluste auszugleichen und den Angreifern immer neue Verbände entgegensetzen (Gudmundsson 1989: 178; Keegan 2001: 566f.). Obendrein waren ihre Truppen in einer weiteren Hinsicht entschieden besser ausgestattet als die deutschen Verbände: Die deutschen Kommandeure hatten große Schwierigkeiten, ihre Truppen zu immer neuen Angriffsoperationen anzutreiben, weil ihre Soldaten derart unter Entbehrungen litten, dass sie in den eroberten Unterständen nach Nahrung suchten und sich ausgiebig in erbeuteten Magazinen satt aßen (Keegan 2001: 561). Gegen diese vom Hunger moti-

59 Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass es sich bei dem Stoßtruppfverfahren grundsätzlich um eine hochriskante, weil verlustreiche Angriffstaktik handelte. Dies kündigt bereits die Sprache an, die die Vorschrift »Angriff im Stellungskriege« verwendete. So fordert die Vorschrift von den Soldaten »entschlossenes und rücksichtsloses Draufgehen«, spricht wiederholt von »energischem Führern« (OHL 1918c: 657) und empfahl, dass »der kühnste Entschluss allemal der beste« ist. Ob da noch der Hinweis verfiel, dass durch »unüberlegtes Vorstürmen leicht Rückschläge« (ebd.: 658) entstehen, ist zu bezweifeln. Wie groß die Opferbereitschaft sein sollte, die von den Soldaten verlangt wurde, wird möglicherweise daran am deutlichsten, dass Verluste in den eigenen Reihen durch heute als friendly fire bezeichneten Waffeneinsatz als opportun eingeschätzt wurde (ebd.: 671).

vierten Plünderungen halfen weder die im Vorfeld erlassenen Bestimmungen gegen »Drückeberger und Beutemacher«, die »durch Kommandos des eigenen Regiments aufgegriffen und sogleich nachgeführt werden« sollten (OHL 1918c: 657), und auch nicht der angeordnete verstärkte Einsatz von Militärpolizisten (ebd.: 665).⁶⁰ Obwohl mit der neuen Angriffstaktik bereits bei der ersten großen Offensive (Michael-Offensive, März 1918) kein entscheidender Durchbruch erzielt werden konnte, setzte die OHL immer neue Angriffsoperationen an, deren Aussichten auf Erfolg immer geringer wurden. Mit diesen Offensiven betrieb die deutsche Generalität das, was man »im Geschäftsleben als Konkursverschleppung bezeichnen würde« (Storz 1999: 94). Die deutschen Streitkräfte waren »im Feld geschlagen« und die militärische Führung konnte die militärische Zerschlagung des Heers nur vermeiden, weil sie im Herbst auf Waffenstillstandsverhandlungen drängte.

Wenngleich das Angriffsverfahren der Stoßtrupps notwendigerweise an eine spezifische Form der Befehlsgebung gebunden war und sich eine solche unmittelbare Verbindung zwischen Einsatzkonzept und Befehlsgebung nicht mehr einstellte, blieb auch nach dem 1. Weltkrieg die Auftrags-taktik immer dann relevant, wenn eine »Amtsautorität« (Mosen) die Handlungen der Soldaten strukturiert, also durch die Art und Weise, wie sie Befehle erteilt, Handlungsspielräume öffnet oder schließt. Die Reichswehr bzw. später die Wehrmacht nahm wichtige Grundsätze der Auftrags-taktik »wörtlich oder sprachlich leicht verändert« (Millotat 2002: 18) in ihr Regelwerk auf. Durch diese Regelungen etablierte die Wehrmacht, folgt man van Creveld, ein entschieden besseres »Führungssystem, das auf der untersten Ebene Raum für Initiative und den unterstellten Kommandeuren Raum für vernünftige Zusammenarbeit lässt« (1989: 42) als einer ihrer Gegner – die US-Army. Van Creveld stützt sich bei diesem Urteil weitgehend auf Befragungen und Analysen, die ehemalige hochrangige Wehrmachtsoffiziere unter der Leitung von Franz Halder (1884-1972) im Rahmen der Historical Division des US-Heeres verfasst haben. So schrieb Halder in einem Gutachten zu einer »Neuausgabe der FM 100-5 [das Field Manual 100-5 ist die Heeresdienstvorschrift, d.A.], die Anfang

60 Ludendorff konnte in den Plünderungen nur ein »Zeichen mangelhafter Manes-zucht« und geringer Autorität der Offiziere und Unteroffiziere erblicken (1919: 491). Für letzteres machte er den Verlust des alten »Friedensoffiziers-korps« und die von den Politikern gemilderten Strafgesetze verantwortlich. Durch »strengen Arrest durch Anbinden« wäre die Disziplin zu wahren gewesen (ebd.: 492). Im Kern enthält diese Auffassung eine Variante der später ausformulierten Dolchstoßlegende (ebd.: 493). Die deutsche Zivilbevölke-rung litt noch mehr als die Soldaten unter der schlechten Versorgungslage. Die Zahl der Verhungerten, vor allem Kinder, Frauen und Greise, ist nur schwer einzuschätzen. Die Enzyklopädie Erster Weltkrieg versieht deshalb die Zahl der Hungertode von 700.000 mit einem Fragezeichen (Overmans 2004: 665).

der 50er Jahre überarbeitet wurde, [...] um Lehren aus dem Krieg einzubringen«: Die »deutsche Führung hat als hauptsächliche Ziele jeder Führungserziehung angesehen: 1. einen hohen Grad an Selbstständigkeit in allen Stufen der Führung, 2. die Auftragsdisziplin, das heißt die innere Verpflichtung, immer im Sinne des erteilten Auftrages zu handeln, 3. die Freiheit vom Schema, [...]« (Zitiert nach van Creveld 1989: 48f.) Die ihm vorgelegten US-Vorschriften beurteilte Halder demgegenüber unter anderem als zu schematisch und den Handlungsspielraum der Truppenführer zu sehr einengend (ebd.).

Vor allem mit den Arbeiten der Historical Division unter Halder⁶¹ setzte zumindest im angelsächsischen Raum eine gewisse Rezeption der Auftragstaktik außerhalb Deutschland ein. Zwar gliederten und bewaffneten auch die anderen Streitkräfte ihre Infanterie ähnlich wie die deutschen Verbände, doch die Gestaltung der Befehlsgebung blieb am Rahmen der Befehlstaktik bzw. der »close order tactics« (Gudmundsson). Die close order tactics bot den Kommandeuren nicht nur den Vorteil, den beispielsweise Gudmundsson anführt, dass man mit ihr erschöpfte Soldaten in eine geschlossene Formation eingliedern und in das Gefecht werfen könne (Gudmundsson 1989: 167), sondern sie passt vor allem zu einer Auffassung, die die Gefechtsoperationen als Teil eines technisch-industriellen Prozesses auffasst. Der Erfolg hängt nach dieser Auffassung von der Fähigkeit ab, industrielle Ressourcen zu mobilisieren und den Einsatz von Soldaten und Kriegsmittel langfristig zu planen. Für die Gefechtsoperationen selber werden Befehle erteilt, die den Entscheidungs- und Handlungsspielraum begrenzen und die eher kurzfristige Zielvorgaben machen. Diese Art der Befehlsgebung geht tendenziell von der Planbarkeit des Vorhabens aus, setzt darauf, dass die bereitgestellten Ressourcen der Gegner überwältigt werden. Wo sich herausstellt, dass die Destruktionskräfte nicht ausreichen, wird von den höheren Kommandostäben erwartet, dass sie möglichst schnell geeignete Befehle erteilen, um das Ziel doch noch zu erreichen. Der Vorteil einer solchen Befehlsgebung besteht in der besseren Koordination der Verbände auf der höheren Kommandoebene, die jedoch mit dem Nachteil verbunden ist, dass dadurch die Reaktionsgeschwindigkeit der Truppenkommandeure auf unerwartete Geschehnisse sinkt und durch den dadurch entstehenden Zeitverlust möglicherweise Chancen ungenutzt bleiben und auf Gefahren zu spät reagiert wird. Gerade bei dynamischen Prozessen zeigen sich diese Nachteile, weil dann die Gefahr groß ist, dass die erteilten Befehle auf einer inzwischen überholten Lagebeschreibung beruhen.

Die US-Army erweckt, so van Creveld in seiner Untersuchung zur Kampfkraft der US-Army und der Wehrmacht, fast den Anschein, als ob

61 Einen kurzen Überblick über die Aktivitäten der deutschen Offiziere in der Historical Division gibt Wette (2002: 225f.). Ausführlicher wird die Wirkungsgeschichte der Historical Division bei Wegner (1995) betrachtet.

sie, »gestützt auf einen gigantischen Produktionsapparat und vielleicht mit einem Blick über die Schulter auf die Organisation eines Automobilkonzerns, es vorzog, den Krieg nicht so sehr als einen Kampf gegnerischer Heere zu betrachten, sondern als einen Kampf, dessen Ausgang vorwiegend von Maschinen entschieden würde. Daher konzentrierte sie sich nicht so sehr auf die Kampfkraft, sondern darauf, dem Feind mit größtmöglicher Feuerkraft entgegenzutreten. Es ging ihr auch nicht mehr um Rücksicht auf die Bedürfnisse der Soldaten, sondern um ein wissenschaftlich fundiertes Management und die optimale Verteilung und Entfaltung der Ressourcen.« (1989: 209) Die operativen Aspekte des Krieges seien deshalb gegenüber einer ausgewogenen Organisation, die auf Koordination und Kontrolle setzte, nachrangig gewesen. Bei der Wehrmacht stellt er eine diametrale Ausrichtung fest: »Doktrin, Ausbildung und Organisation des Heeres [waren] alle im engeren Sinne auf das Kämpfen ausgerichtet« (ebd.: 204). Folgt man van Creveld, kompensierte die Wehrmacht mit der Auftragstaktik einen Mangel. »In weit größeren Maße als ihre amerikanischen Kontrahenten waren [...] die deutschen Befehlshaber auf allen Ebenen dazu gezwungen, das Wesentliche auszuwählen und sich darauf zu beschränken und es ihren Untergebenen zu überlassen, Details auszuarbeiten« (1989: 205). Die Wehrmacht habe also schlicht nicht über das Personal verfügte, aber auch nicht über mechanische Datenverarbeitungsmethoden, um in übergeordneten bürokratischen Planungsstäben Operationen detailliert vorzubereiten und für die Truppenkommandeure entsprechend enge Vorgabe zu formulieren. Paradoxerweise habe der Mangel aber dazu geführt, die Kampfkraft der Verbände zu steigern.

Diese Ausführungen van Crevelds sind vor dem Hintergrund des verlorenen Vietnamkrieges und dem gescheiterten Versuch die amerikanischen Botschaftsangehörigen im Iran durch eine Militärintervention zu befreien, zu interpretieren (1979). Seine Studie war vom US-Militär in Auftrag gegeben worden, das – mit seinen eigenen Leistungen unzufrieden – nach Wegen suchte, die Kampfkraft zu erhöhen. Soviel stand schon vor der Studie fest: Der Einsatz überlegener Waffentechnologie garantierte keine militärische Dominanz, denn die Gegner, die dem US-Militär Niederlagen zugefügt hatten, waren weder waffentechnologisch überlegen noch verfügten sie auch nur annähernd über gleichwertige industrielle Ressourcen. Das Interesse an der deutschen Auftragstaktik, in dem manche »ausländischen Analytiker [...] ein Geheimrezept, ein Arkanum des Sieges mit Zügen einer Geheimwissenschaft« (Millotat 2002: 27) vermuten, signalisiert eine gewisse Erschütterung in das Vertrauen, dass bereits überlegene Feuerkraft militärische Auseinandersetzungen entscheidet und eine gewisse Skepsis in eine Befehlsform, die den soldatischen Subjekten einen möglichst geringen Entscheidungs- und Handlungsspielraum zubilligt.